

**Zweiter Weltkrieg: Markus Somm über Ulrich Wille**

Nummer 34 – 20. August 2009 – 77. Jahrgang  
Fr. 5,90 (inkl. MwSt.) – Euro 3,90

# DIE WELTWOCH

## Die IWC Aquatimer Collection 2009

IWC  
SCHAFFHAUSEN

# Access all Oceans



**AQUATIMER CHRONOGRAPH EDITION GALAPAGOS ISLANDS**  
REFERENZ 3767

Eine aufwändige Reliefgravur der bekannten Galapagos-Riesenschildkröte auf dem Uhrenboden steht für die Partnerschaft zwischen IWC und der Charles Darwin Foundation. Das Gehäuse aus vulkanisiertem Kautschuk macht diese Taucheruhr zu einer begehrten Rarität.



**AQUATIMER CHRONOGRAPH**  
REFERENZ 3767

Ein sicherer Tauchpartner: Das mechanische Chronographenwerk funktioniert auch unter schwierigen Bedingungen zuverlässig und höchst präzise.



**AQUATIMER CHRONOGRAPH**  
REFERENZ 3769

Das imposante Gehäuse mit griffigem Aussendrehring macht diese Uhr zum eleganten Tauchbegleiter.



**AQUATIMER DEEP TWO**  
REFERENZ 3547

Für einen Tauchgang mit Weitblick: Der unverzichtbare Tiefenmesser zeigt nicht nur die aktuelle, sondern auch die maximale Tauchtiefe bis 50 Meter an.



**AQUATIMER AUTOMATIC 2000**  
REFERENZ 3568

Tauchen bis in den tiefsten Winkel des Archipels: Diese Uhr ist 200 bar wasserfest.

# DIE WELTWOCH



## Die Schweizer Frauen

Von Gotthelfs Vreneli bis zur Ski-Prinzessin Lara Gut. Eine Hommage.  
Von Philipp Gut und Peter Keller

## Superheld der Herzen

Ruedi Leuthold über Brasiliens fröhlich scheiternden Präsidenten Lula.

## Öko-Strom rentiert nicht und schadet der Umwelt

Wie ein grün-industrieller Komplex die Schweiz auf Irrwege führt.  
Von Alex Baur

Sie denken an  
Hingabe.

Wir auch an  
Höchstleistung.



Location © KKL Luzern www.kkl-luzern.ch

LUCERNE FESTIVAL

Private Banking • Investment Banking • Asset Management

Leidenschaft und Engagement für die klassische Musik – diese Werte verbinden uns als Resident Sponsor mit Lucerne Festival. Gemeinsam fördern wir künstlerische und musikalische Vielfalt. Die Credit Suisse Foundation zeichnet zudem herausragende Leistungen junger Talente aus. Für neue Impulse in der Klassik bedanken wir uns bei Andriy Dragan, dem diesjährigen Preisträger des Prix Credit Suisse Jeunes Solistes. [www.credit-suisse.com](http://www.credit-suisse.com)

**Neue Perspektiven. Für Sie.**

**CREDIT SUISSE** 

## Intern

Bei der Redaktionssitzung zur Planung dieses Hefts waren sie ebenso Thema wie vermutlich an jedem Tischgespräch in den vergangenen Tagen: die Schweizer Frauen. Der Anstoss zur Debatte kam von einem etwas zweifelhaften Lokalpolitiker, der den Schweizerinnen ein ungepflegtes Auftreten unterstellte. Der Anlass mag nichtig sein, die aufgeworfenen Fragen scheinen uns hochinteressant. Was zeichnet Schweizer Frauen aus? Gibt es spezifische Formen schweizerischer Weiblichkeit? Philipp Gut und Peter Keller haben die Frage recherchiert. **Seite 24**



*Schweizerische Weiblichkeit:* Sarina Arnold.

Dass General Guisan zu einem Star der Schweizer Geschichte aufstieg, war nicht selbstverständlich, schon seine Wahl zum Oberbefehlshaber hatte sich nicht aufgedrängt. Viele Offiziere bevorzugten einen anderen Oberstkorpskommandanten: Ulrich Wille junior, den Sohn des Generals im Ersten Weltkrieg. Er galt als militärischer Zauberer und brillanter Vordenker; er war jedoch auch als Freund Deutschlands bekannt. Aus politischen Gründen kam er deshalb nicht in Frage. Wille verstand nur schlecht, dass er übergangen wurde, und aus der Rivalität zweier Generäle entwickelte sich eine Feindschaft, die zeitweise die Unabhängigkeit des Landes bedrohte. Guisan obsiegte. Warum ihm das gelang, schildert Markus Somm in einem zweiten Beitrag über den wohl berühmtesten Schweizer. Bisher wurden kaum Filme über diesen faszinierenden Militär gedreht. Aus Anlass seines fünfzigsten Todestages wird im Frühling 2010 am Schweizer Fernsehen ein neuer Dokumentarfilm ausgestrahlt. Mit Material, das bisher

noch kaum zu sehen war, und im Gespräch mit Zeitzeugen zeichnet Autor Felice Zenoni das Leben des grossen Waadtländers nach. Kein Enthüllungsfilm, sagt Produzent Beat Hirt, sondern ein Erinnerungsfilm in allen vier Landessprachen. **Seite 26**

Spät am Dienstagabend erreichte uns die Nachricht vom Tod Hugo Loetschers. Der Schriftsteller starb in seinem achtzigsten Lebensjahr und nur wenige Tage vor der Veröffentlichung seines neuen Buchs, einer Art intellektueller Autobiografie («War meine Zeit meine Zeit»). Loetschers Laufbahn war eng mit unserem Blatt verbunden. Entdeckt von *Weltwoche*-Mitgründer Manuel Gasser, schrieb er Mitte der 1950er Jahre als Student die ersten Artikel. Später kehrte er zur *Weltwoche* zurück, mit dem eigens für ihn geschaffenen Titel eines «Mitarbeiters der Chefredaktion». Die Anstellung entsprach Loetschers kosmopolitischen Neigungen: Die eine Hälfte des Jahres durfte er reisen, die andere war er auf der Redaktion. Lesen Sie auf **Seite 52** den Nachruf unseres Literatur-



*Kosmopolit:* Hugo Loetscher (1929–2009).

spezialisten Julian Schütt, der Loetscher vor kurzem zu einem langen Gespräch traf.

In den Fachmedien wurde seine Rückkehr vermeldet, noch bevor er selbst davon wusste. Roy Spring arbeitet wieder bei der *Weltwoche*, als Produzent und gelegentlich auch journalistisch. Spring war bereits von 1995 bis 2000 Redaktor des Blatts, wurde mit einer Reportage über das geplante Atomendlager in Wolfenschiessen für den Kisch-Preis nominiert und schrieb eine Biografie über Roger Schawinski. Weitere Erfahrungen sammelte er in der Werbe- und PR-Branche. Wir begrüssen den Kollegen herzlich an seiner alten Wirkungsstätte. *Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)  
**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Markus Somm

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Gesellschaft*), Carmen Gasser, Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Lukas Voellmy (*Volontär*)

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Hanspeter Born, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Roy Spring

**Bildredaktion:** Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

**Layout:** Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

**Infografik:** Helmut Germer

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttinig

**Internet:** Andreas Thut (*Leitung*)

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

**Verlagsleitung:** Maike Juchler

**Marketing:** Sandra Millius (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

**Anzeigeninnendienst:** Anina Gross, Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Publicitas web2com AG

**Tarife und Buchungen unter:** Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

VOR IHNEN STEHT DIE ZUKUNFT.

# DER NEUE LEXUS RX 450h VOLLHYBRID.

Diese beeindruckenden Werte garantiert Ihnen schon heute und nicht erst in ferner Zukunft exklusiv der neue Lexus RX 450h:

**6,3 l** Verbrauch auf 100 km\*

**A** Energieeffizienz-Kategorie

**0** Emission im Stop-Go-Verkehr

**299 PS** (220 kW) Leistung

**148 g/km** CO<sub>2</sub>\*



**LEXUS  
HYBRID  
DRIVE**

DER EINZIGE SEINER KLASSE MIT ECHTER HYBRIDTECHNOLOGIE. TESTEN SIE JETZT DAS ORIGINAL VON LEXUS.

Mit seiner zukunftsweisenden Vollhybridtechnologie setzt der neue RX 450h den Massstab. Er verfügt über Lexus Hybrid Drive, die bahnbrechende Technologie für mehr Leistung und weniger Verbrauch, und ist damit klarer Leader in seinem Segment. Unübertroffen ist auch seine komplette Serienausstattung: Rückfahrkamera, Lederausstattung und ein Premium-Soundsystem mit 9 Lautsprechern und 6-fach-CD-Wechsler sind beispielsweise inklusive. Optional kann der neue RX 450h etwa mit einem Head-up-Display und wegweisendem Pre-Crash-Sicherheitssystem zusätzlich veredelt werden. Testen Sie die weltweit einzige Premium-Gelände-Limousine mit Vollhybridantrieb (ab Fr. 85 600.-)\*\* jetzt bei Ihrem Lexus Partner. Mehr Infos und Probefahrtanmeldung unter [www.lexus.ch](http://www.lexus.ch)

VOLLGARANTIE UND  
GRATISSERVICE WÄHREND  
100 000 KM  
INNERHALB VON 3 JAHREN

 **LEXUS**

\* Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der EG-Richtlinie 80/1268/EWG gesamt 6,3 l/100 km. Durchschnittswert CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeugmodelle: 204 g/km.

\*\* Unverbindlicher Nettopreis.

## Banken, Frauen

Der Finanzplatz stellt sich auf die Zeit nach dem Bankgeheimnis ein. Was zeichnet Schweizer Frauen aus? Von Roger Köppel

**K**leine Entgleisungen können grosse Katastrophen verursachen. Es waren in einer Gesamtbelegschaft von rund 8000 Leuten rund 30 Bankangestellte, die amerikanischen Kunden halfen, ihr Geld am US-Fiskus vorbeizuschleusen. Aus Sicht der Bank waren ein Bruchteil des Teams, ein Bruchteil der Kunden und ein Bruchteil des Umsatzes von Geschäften betroffen, die in den Medien zum Sinnbild gottloser Gier und krimineller Machenschaften hochgespielt werden. Insgesamt unterhält die UBS sechs bis sieben Millionen Kundenbeziehungen, ein paar tausend davon sind jetzt Gegenstand eines Steuerkonflikts zwischen den USA und der Schweiz. Das sind die Proportionen. Die UBS ist eine Bank, in der grösstmehrheitlich hervorragend gearbeitet wird.

Keine Frage: UBS-Leute haben gegen Abmachungen und Richtlinien verstossen. Allerdings: Keiner der US-Kunden darf behaupten, er habe sich ahnungslos zu widerrechtlichen Handlungen verführen lassen. Via *Tages-Anzeiger* verbreitet der US-Geschäftsmann John McCarthy weinerlich, er sei von den Schweizern zur Gründung einer Scheinfirma angestiftet worden. Wer's glaubt. Der Gangster Al Capone liess Menschen ermorden und führte ein Verbrechersyndikat. Verhaftet und verurteilt allerdings wurde er wegen Steuerhinterziehung. Jeder Amerikaner, der sein Geld am Fiskus vorbeischmuggeln will, weiss, was er macht. Zudem ist hinlänglich bekannt, dass amerikanische Behörden keinen Spass verstehen, wenn ihre Interessen verletzt werden. Als einzige Nation der Erde setzen die USA im Konfliktfall Atombomben ein. Das muss man wissen, wenn man sich mit ihnen anlegt. Gewiss: Es ist nicht die Aufgabe der Schweizer Banken, amerikanische Steuerzahler zu kontrollieren. Wie aber einzelne UBS-Berater dem Wahn verfallen konnten, sie kämen gegen die Grossmacht mit windigen Konstrukten durch, bleibt ein Meilenstein in der Weltgeschichte der Dummheit.

Auf dem Schweizer Finanzplatz scheint sich eine Gewissheit auszubreiten: Die Zeiten des Bankkundengeheimnisses sind vorbei. Panisch werden amerikanische Kunden abgestossen. Vermögensberater scheuen aus Angst vor Verhaftung den Gang über die Grenze. Einst war die Schweiz für den ausländischen Bankkunden ein Bollwerk der Diskretion und der Rechtssicherheit. Heute schnüffeln fremde



*Komplexe menschliche Verhältnisse.*

Beamte tief in den Tresoren. Aus freiheitlicher Sicht ist das zu bedauern: Die Macht der global zusammenspannenden Steuereintreiber wächst. Enteignung wird angesichts der allseits turmhohen Staatsverschuldungen zum neuen Trend. Von den Banken wird verlangt, dass sie ihre Kunden künftig und auf Vorrat wie Verdächtige behandeln. Wer sein Geld bringt, so die Unlogik der staatlichen Geldeinzieher, muss etwas zu verbergen haben. Tragische Notiz am Rande: Unter den UBS-Kunden, die jetzt ans Messer geliefert werden, befinden sich offenbar zahlreiche Juden und Holocaust-Überlebende, die aus schmerzlicher Erfahrung Geld in der Schweiz als eiserne Reserve lagern.

Wie kann eine sinnvolle Gegenstrategie aussehen? Kenner sind sich einig: Die Schweiz muss eine Quellensteuer auf alle ausländischen Vermögen und Erträge einführen, um den Druck der Steuervögte zu entschärfen. Die Unterscheidung zwischen Steuerhinterziehung und Steuerbetrug, Ausdruck unserer freiheitlichen Staatsauffassung, ist für Auslandskunden inzwischen ausser Kraft. Jetzt droht die Einführung des automatischen Informationsaustauschs, auf den zahlreiche Finanzminister hinarbeiten. Mit einer Quellensteuer könnten Privatsphäre und Anonymität voraussichtlich gesichert werden. Das ist schlechter als heute, aber besser als totale Transparenz, die den ungehinderten Durchgriff des Staates auf die Konten seiner Bürger brächte. In Zukunft, auch darin ist man sich einig, wird die Schweiz

noch stärker auf die Qualität der Bankdienstleistung setzen müssen. Etwas Zweites kommt hinzu: Wenn die Schweiz als Schutzraum der internationalen Steuervermeidung zu existieren aufhört, werden ihre klassischen Standortvorteile an Bedeutung gewinnen. Da das Geld nicht mehr so leicht ins Land fliesst, müssen die Rahmenbedingungen für die Wirtschaft weiter verbessert werden. Ein sparsamer, zurückhaltender Staat, hohe Rechtssicherheit und niedrige Steuern: Das ist die alte, neue Formel, an die sich die Schweiz noch ausgeprägter halten muss.

**I**m deutschen Wahlkampf überbieten sich die Parteien mit leeren Versprechungen und weltfremden Szenarien. Noch vor vier Jahren, mitten in der Hochkonjunktur, wurden die Bürger ehrlich auf Verzicht und geringere Erwartungen eingeschworen. Heute, im Jammertal der Wirtschaftskrise, versprechen die Politiker Geld, das sie nicht haben. Die SPD will in den nächsten zehn Jahren mit Subventionen die Arbeitslosigkeit zudecken. FDP und Union versprechen Steuersenkungen, die nicht durch Ausgabenkürzungen gedeckt sind. Die gute Nachricht für die Eidgenossen lautet: Wenn die BRD so weitermacht, drängen noch mehr hochqualifizierte Deutsche in die Schweiz. Es herrscht keine Politikverdrossenheit in Deutschland. Die Leute stimmen ab – mit ihren Füßen.

**W**as zeichnet Schweizer Frauen aus? Das war das Thema mehrerer Sitzungen und Telefongespräche im Anschluss an die skurrilen Thesen eines Luzerner Lokalpolitikers, der den Schweizerinnen in einem krassen Missverständnis pauschal einen Mangel an Weiblichkeit vorwarf. Welche Dummheit! Bis heute bleibt die grosse Ikone Ursula Andress, eine Naturgewalt, auf schmerzhaft attraktiv, Sehnsuchtsobjekt ungezählter Generationen, die im Auftritt der Bernerin das totale Selbstbewusstsein einer Frau erblicken, die mit sich und ihrem Körper im Reinen ist. Die Schauspielerinnen avancierte in Hollywood zur begehrten Übermutter der Stars von James Dean bis Marlon Brando. An ihr wird der grösste Unterschied der Geschlechter sichtbar: Noch der reichste, bestaussehende und humorvollste Mann wird nie die dämonische Anziehungskraft einer wirklich schönen Frau erzielen. Ihre Macht ist stärker, wenn auch vergänglicher. Mag sein, dass jetzt gleich wieder eingewendet wird, hier werde ein etwas eindimensionales Bild komplexer menschlicher Verhältnisse vermittelt. Zu Recht. Aber am Ende sind alle grossen Fragen auf klare, einfache Alternativen rückführbar. Was also macht die ideale Schweizerin aus? Nehmen wir «Ursi National» als Archetyp, ist es die ungeschminkte, brachiale Natürlichkeit, der nach wie vor kein Mann gewachsen ist.





Medizinische Wirkung: Mohnbauer. Seite 18



Teure Alternative: Solaranlage. Seite 30



Mitspieler: Kandidat Urs Schwaller. Seite 10



Volksnah: Präsident Lula da Silva. Seite 36

## Aktuell

5 Editorial

9 Kommentar Ein Lob auf Richter Spiller

**10 Das Spiel hinter den Spielchen**

Die falschen Parteien balgen sich um den freien Sitz im Bundesrat. Es droht das Ende der Konkordanz

11 Wahlen Die NZZ rechnet

**12 «Das Schlimmste kommt noch»**

Mit dem «Projekt Rubik» wollen Schweizer Bankiers den Schweizer Finanzplatz und das Bankgeheimnis verteidigen

13 Vekselberg Es könnte eng werden

**14 Kampf der Generäle**

Ulrich Wille war der grosse Gegenspieler Guisans. Solange die Nazis siegten, galt er als der kommende Mann

16 Alkoholsteuer Kreative Geldbeschaffung

17 Wirtschaft Moderne Teufelsaustreibung

**18 Flower-Power**

Opiumanbau in Afghanistan für Schmerzmittel

19 Personenkontrolle Jakob, Grunder, Jauslin, Rytz, Mader

20 Mörgeli Grosses vom Grossgemeinderat

20 Bodenmann Kein Käse ist Käse

21 Medien Das Problem der Problemlösung

21 Wortkontrolle Von «Fumoirs» und «Steakoirs»

22 Leserbrief

## Hintergrund

**24 Ikonen der Natürlichkeit**

Worin unterscheiden sich Schweizer Frauen von den Geschlechtsgenossinnen aus anderen Ländern?

26 Vier Schweizer Frauentypen: die Natürliche, das Mauerblümchen, die Langblüherin, die Göttliche

**28 Das Moral-Gen**

Darf man einen Menschen umbringen, wenn dadurch das Leben anderer gerettet werden kann?

**30 Der grün-industrielle Komplex**

In der Schweiz werden trotz Nachteilen für die Umwelt Milliarden in Wind- und Solarenergie investiert

32 Alternativenergien Ökologischer Alptraum

**34 «Nur Schönwettermodelle»**

UBS-Chefökonom Andreas Höfert fordert neue Ansätze in der Wirtschaftslehre und ein neues Denken

**36 Held der Herzen**

Staatspräsident Lula da Silva will Brasilien in den Kreis der grossen Nationen führen. Er selbst ist das grösste Hindernis

39 Essay Doping gegen die Langeweile



«Es bleibt ein gewisser Neid gegenüber der Nation, die das Sagen hat»: Historiker Roberts. Seite 40

## Interview

### 40 «Wir sind nationale Geschöpfe»

Sind die Tage der Weltmacht USA gezählt? Der britische Historiker Andrew Roberts über die lange Dominanz der englischsprachigen Nationen und die Gründe, warum konservative Regierungen besser sind

## Stil & Kultur

### 44 Stil & Kultur Die Sittenstrolchin

### 46 Namen Von Zoey Deschanel bis Katie Holmes

### 47 MvH Ich, der Klassiker

### 48 Im Gespräch Erich Meier, Winzer

### 49 Luxus Die schönsten neuen Schlepper

### 50 Auto Ford Courier 1,8 D

### 51 Objekte Philips Eiscreme-Automat HR 2305

### 51 Wein Lambrusco di Sorbara, Lambrusco Grasparossa di Castelvetro Villa Cialdini

### 52 Bestseller

## 52 Liebe zu den Sündern

Was machte Hugo Loetscher im Innersten aus? Dass er immer wunderbar äusserlich blieb. Ein Nachruf

### 54 Jazz James «Blood» Ulmer

### 54 Film «Zack and Miri Make a Porno»

### 55 Klassik Erst Luzern, dann die Welt

### 56 Doppelpass Intrigen: Folge 38 des Fortsetzungsromans

### 58 Hochzeit Nicole Eberle und Roger Greminger

## Autoren in dieser Ausgabe

### Peter Burkhardt



Fast zwanzig Jahre lang leitete er beim Bundesamt für Energie die Bereiche Bauen, Strom-anwendung. In dieser Ausgabe schreibt der Ingenieur und Energieberater, welche Konsequenzen der Ersatz eines AKWs durch Windkraft oder Solaranlagen für die Natur haben würde. Seite 32

### Bruno S. Frey



Als Professor für Wirtschaftswissenschaften an der Uni Zürich forscht er nach Anwendungen der Ökonomie in unterschiedlichsten Bereichen der Gesellschaft. In seinem Essay zeigt der 68-Jährige, wie der Sport fürs Publikum wieder spannender werden kann. Seite 39

[www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

## Weltwoche-Videokommentar

Direkt aus dem Redaktionsbüro senden wir jeden Montag den *Weltwoche*-Videokommentar. Roger Köppel und weitere Autoren präsentieren in drei bis vier Minuten ihre Ansichten zu den brennenden Themen der Woche. Das Video finden Sie jeweils ab 15 Uhr unter [www.weltwoche.ch/videokommentar](http://www.weltwoche.ch/videokommentar)

## Diskutieren Sie mit!

Sie möchten uns widersprechen oder beipflichten? Einen neuen Gedanken beisteuern? Mit anderen Leserinnen und Lesern diskutieren? Auf unserer Homepage können Sie direkt am Fuss jedes beliebigen Artikels einen Kommentar verfassen. Starten Sie jetzt gleich – die Online-Versionen aller Artikel finden Sie jeweils hier: [www.weltwoche.ch/inhalt](http://www.weltwoche.ch/inhalt)

### Platin-Club

**Spezialangebot:** 20 % Rabatt auf den Eintritt für die Giacometti-Ausstellung der Fondation Beyeler, Riehen  
**Spezialangebot:** 20 % Rabatt auf die Biografie «Christoph Blocher - Der konservative Revolutionär» von Weltwoche-Autor Markus Somm. Fr. 38.- statt 48.-  
**Produkt des Monats:** 25 % Rabatt auf den Radio-wecker HDigit Fii-Clock für DAB, UKW, Internet-Radio, Podcasts und Streaming. Fr. 179.- statt 239.-  
Mehr auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



«Es bleibt ein gewisser Neid gegenüber der Nation, die das Sagen hat»: Historiker Roberts. Seite 40

## Interview

### 40 «Wir sind nationale Geschöpfe»

Sind die Tage der Weltmacht USA gezählt? Der britische Historiker Andrew Roberts über die lange Dominanz der englischsprachigen Nationen und die Gründe, warum konservative Regierungen besser sind

## Stil & Kultur

### 44 Stil & Kultur Die Sittenstrolchin

### 46 Namen Von Zoey Deschanel bis Katie Holmes

### 47 MvH Ich, der Klassiker

### 48 Im Gespräch Erich Meier, Winzer

### 49 Luxus Die schönsten neuen Schlepper

### 50 Auto Ford Courier 1,8 D

### 51 Objekte Philips Eiscreme-Automat HR 2305

### 51 Wein Lambrusco di Sorbara, Lambrusco Grasparossa di Castelvetro Villa Cialdini

### 52 Bestseller

## 52 Liebe zu den Sündern

Was machte Hugo Loetscher im Innersten aus? Dass er immer wunderbar äusserlich blieb. Ein Nachruf

### 54 Jazz James «Blood» Ulmer

### 54 Film «Zack and Miri Make a Porno»

### 55 Klassik Erst Luzern, dann die Welt

### 56 Doppelpass Intrigen: Folge 38 des Fortsetzungsromans

### 58 Hochzeit Nicole Eberle und Roger Greminger

## Autoren in dieser Ausgabe

### Peter Burkhardt



Fast zwanzig Jahre lang leitete er beim Bundesamt für Energie die Bereiche Bauen, Strom-anwendung. In dieser Ausgabe schreibt der Ingenieur und Energieberater, welche Konsequenzen der Ersatz eines AKWs durch Windkraft oder Solaranlagen für die Natur haben würde. Seite 32

### Bruno S. Frey



Als Professor für Wirtschaftswissenschaften an der Uni Zürich forscht er nach Anwendungen der Ökonomie in unterschiedlichsten Bereichen der Gesellschaft. In seinem Essay zeigt der 68-Jährige, wie der Sport fürs Publikum wieder spannender werden kann. Seite 39

[www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

## Weltwoche-Videokommentar

Direkt aus dem Redaktionsbüro senden wir jeden Montag den *Weltwoche*-Videokommentar. Roger Köppel und weitere Autoren präsentieren in drei bis vier Minuten ihre Ansichten zu den brennenden Themen der Woche. Das Video finden Sie jeweils ab 15 Uhr unter [www.weltwoche.ch/videokommentar](http://www.weltwoche.ch/videokommentar)

## Diskutieren Sie mit!

Sie möchten uns widersprechen oder beipflichten? Einen neuen Gedanken beisteuern? Mit anderen Leserinnen und Lesern diskutieren? Auf unserer Homepage können Sie direkt am Fuss jedes beliebigen Artikels einen Kommentar verfassen. Starten Sie jetzt gleich – die Online-Versionen aller Artikel finden Sie jeweils hier: [www.weltwoche.ch/inhalt](http://www.weltwoche.ch/inhalt)

### Platin-Club

**Spezialangebot:** 20 % Rabatt auf den Eintritt für die Giacometti-Ausstellung der Fondation Beyeler, Riehen  
**Spezialangebot:** 20 % Rabatt auf die Biografie «Christoph Blocher - Der konservative Revolutionär» von Weltwoche-Autor Markus Somm. Fr. 38.- statt 48.-  
**Produkt des Monats:** 25 % Rabatt auf den Radio-wecker HDigit Fii-Clock für DAB, UKW, Internet-Radio, Podcasts und Streaming. Fr. 179.- statt 239.-  
Mehr auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

## Weltwoche-Spezialangebot



Die Lindner Hotels & Alpentherme Leukerbad präsentieren die exklusive Workshop-Serie «Short-stories@Lindner». In diesem Seminar greifen die Workshop-Teilnehmer unter der Moderation der Autorin Lea Sakran zu Papier und Stift. Geistreiche Literatur, kulinarische Köstlichkeiten und körperliches Wohlbefinden werden im Herzen des Wallis vereint.



Der Workshop «Short-stories@Lindner» verbindet Kreativität und Wellness auf eine spezielle Art. Denn Literatur hat eine lange Tradition in Leukerbad. Schon Johann Wolfgang von Goethe, Guy de Maupassant und zahlreiche andere berühmte Schriftsteller waren zu Gast in Leukerbad. Sie wussten sowohl um die heilende Wirkung des wohltuenden Thermalwassers als auch die künstlerisch inspirierende Landschaft der sonnenverwöhnten Walliser Alpen. Die Lindner Hotels & Alpentherme greifen mit der Workshop-Serie «Short-stories@Lindner» diesen literarischen Faden auf und erweitern die Leukerbadner Tradition um ein attraktives Kapitel.

### Das Arrangement

Am ersten Tag führt die Moderatorin Lea Sakran die Kursteilnehmer ins «Creative Writing» ein. Am nächsten Tag erfolgt nach einem Frühstück im Thermalwasserbad mit Blick auf die Walliser Alpen ein Ausflug auf die 2250 Meter hohe Gemmi. Abgeschlossen wird der Tag mit einem Nachtschreiben in der Hotelbar Grand Bain. Am dritten Tag steht eine Wanderung in die Dalaschlucht zu den Thermalquellen auf dem Programm. Unter freiem Himmel erfolgt danach ein klassischer Walliser Apéro. Am Abend werden bei einem Walliser Käsefondue im «urchigen» Carnotzet die Short-stories vorgetragen, welche von den Workshopteilnehmern in den vorhergehenden rund 12 Stunden Seminar verfasst wurden. Nur wer will, soll auch vorlesen. Lea Sakran: «So wie wir mit dem Weisswein anstossen, den Gaumen benetzen, so soll auch die geschriebene Sprache erklingen.»

### Professionelle Leitung

Die Workshop-Leiterin und Schriftstellerin Lea Sakran ist Texterin, Regisseurin und Autorin diverser Theaterstücke. Sie wuchs in Europa (unter anderem in der Schweiz) und in den USA auf. Was können die Teilnehmer unter Short-stories verstehen? Sakran: «Es geht darum herauszufinden, was «ICH» sagen möchte und das Herz des Themas in einem Wurf sichtbar werden zu lassen.» Eine Short-story sei ein Strauss voller Worte, der durch seine Komposition berührt. Der Begriff «Creative Writing» wurde in den USA geformt und gilt heute als der Standardbegriff, wenn es darum geht, Gedanken in Worte zu verwandeln und aufs Blatt zu zaubern. Zahlreiche Universitäten erforschen mittlerweile die Wirkung von «Creative Writing» und es werden weltweit Kurse angeboten, um Erlebtes und Gefühle in Worte zu fassen.

### «Leukerbad inspiriert zum Schreiben»

Lea Sakran empfindet Leukerbad als einen anregenden Ort, um Short-story Workshops anzubieten. «Die farbenfrohe Landschaft von Leukerbad inspiriert zum Schreiben.» Von der Liebesgeschichte über Krimipassagen, sanften Gedichten bis hin zu Anekdoten oder dem Niederschreiben der eigenen Biografie, sind keine Grenzen gesetzt.

### Weltwoche-Spezialangebot

#### Im Arrangement inbegriffen sind

- Drei Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Rund 12 Stunden Workshop mit Lea Sakran
- Ein Mittag- sowie zwei Nachtessen
- Ein Walliser Open-Air-Apéro
- Nutzung der hoteleigenen Thermalbadelandschaft

- Abonnenten erhalten zusätzlich 1 gratis Verlängerungs-Nacht mit Wellness in der Alpentherme (Nutzung der Thermalbäder, Eintritt ins Walliser Saunadorf und des Römisch-Irischen Bades) im Wert von über Fr. 260.– pro Person.

### Kosten

Das Arrangement ist im Einzel- oder Doppelzimmer ab 993 Franken buchbar. Der Preis variiert je nach gewählter Zimmerkategorie. Für Abonnenten sind die Zusatzleistungen im Wert von über 260 Franken inbegriffen.

### Ort

Lindner Hotels & Alpentherme Leukerbad  
Weitere Infos unter [www.lindnerhotels.ch/creative-writing](http://www.lindnerhotels.ch/creative-writing)

### Workshop-Daten

Jeweils Donnerstag bis Sonntag  
1. bis 4. Oktober 2009  
8. bis 11. Oktober 2009  
15. bis 18. Oktober 2009  
22. bis 25. Oktober 2009  
29. Oktober bis 1. November 2009

### Buchungen

Buchen Sie Ihr Seminar bitte mit dem Stichwort «Platin-Club» unter: Telefon +41 27 472 16 23/22  
E-Mail [reservierung.leukerbad@lindnerhotels.ch](mailto:reservierung.leukerbad@lindnerhotels.ch)

Weitere attraktive Leserangebote und Verlosungen finden Sie unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

## Das Spiel hinter den Spielchen

Von Urs Paul Engeler — Es gibt eine Ursache für das Bundesratswahl-Chaos: Die falschen Parteien balgen sich um den freien Sitz. Schuld daran trägt die SVP, die es verpasste, ihren legitimen Anspruch rechtzeitig anzumelden. Es droht der Anfang vom Ende der Konkordanz.



*Sichtbarer Bruch:* CVP-Fraktionspräsident Schwallier.

Wenn, wie aktuell bei der Besetzung des Postens von Bundesrat Pascal Couchepin (FDP), heillose Verwirrung herrscht, so rührt dies daher, dass Gefragte und Ungefragte nur Personen, Dialekte und andere Details diskutieren und nicht (zuerst) die Prinzipien. Die Grundfragen lauten: Soll die echte Konkordanz wiederhergestellt werden? Oder mutiert die Landesregierung definitiv zum Koalitionsgremium links der Mitte?

Das Axiom des Schweizer Systems ist die angemessene Vertretung der politischen Parteien, Strömungen und Regionen in der Regierung. Diese Konstante, zu der alle (ausser gewisse Anti-SVP-Agitatoren des Links-Grün-Mitte-Spektrums) sich noch bekennen, kann zwar bis zu einem gewissen Grad diskutiert und strapaziert werden, aber an diesen Eckwerten kommt kein Argument vorbei: Die politische Macht in der Landesregierung basiert

auf den Wahlerfolgen der Parteien und auf deren Vertretung im Parlament.

### Die Mitte ist übervorteilt

Setzt man die Wahlergebnisse von 2007 in Bundesratssitze um, dann hat die SVP Anspruch auf zwei Bundesräte (heute stellt sie nur einen). Ebenfalls zwei Vertreter darf die SP stellen, was derzeit der Fall ist. Gemäss diesem Proporz können die FDP (heute zwei Mandate), die CVP (eine Bundesrätin) und die Grünen (kein Sitz) nur je einen Vertreter in der Regierung stellen. Wird die gleiche Formel auf die Stärke der Fraktionen im Bundeshaus angewendet, dann gehören der SVP sowie dem Konglomerat aus CVP, EVP und Grünliberalen je zwei Sitze; die FDP hat Anrecht auf einen Sitz, ebenso die SP und die Grünen.

Wem diese Proporz-Prozent-Rechnung kleinlich erscheint, der kann die Wählerschaft

grob in drei Blöcke einteilen, die etwa gleich stark sind: Rechts stützt die SVP sich auf 28,9 Prozent der Wähler ab, die Mitte (FDP und CVP) hat 32,2 Prozent im Rücken; und der rot-grüne Bogen repräsentiert 29,3 Prozent. Das Ergebnis dieser pauschalen Analyse lautet fast gleich wie das Resultat der Parteien-Arithmetik: Jeder Block hat Anrecht auf mindestens zwei gesicherte Sitze; der siebte ist eine Art Restmandat, das umkämpft ist, das wandern und zum Feinausgleich benutzt werden kann. Im Moment würde es der Mitte zufallen.

Die Realität widerspricht dieser Normalverteilung mehrfach. Die SVP, man kann die Zahlen drehen und wenden, wie man will, ist mit einem Bundesrat untervertreten. Die Mitte (inklusive der marginalen BDP) wird mit derzeit vier Magistraten geradezu unanständig bevorteilt. Die Linken und Grünen müssen sich darauf einigen, ob die beiden Sitze wei-

terhin der SP zufallen oder auf beide Gruppierungen verteilt werden sollen.

Was heisst das für die Ersatzwahl vom 16. September? Erstens: Der leere Sitz gehört der SVP. Die FDP, zweitens, kann mit keinem vernünftigen Argument eine Doppelvertretung in der Regierung geltend machen. Die Mitte hat ein grosses Problem; sie kann ihre jetzige Viererabordnung im Bundesrat nicht halten, sondern muss sie auf drei, allenfalls zwei Personen reduzieren.

### Verantwortung liegt bei der SVP

Die grosse Versagerin und verantwortlich für das wohl einmalige Durcheinander ist die SVP. Zwar hat die Partei zwei plausible Konzepte zur Festigung der Konkordanz festgelegt:

a) «Wir treten bei jeder Vakanz an, solange wir im Bundesrat nicht angemessen vertreten sind.»

b) «Wir akzeptieren konsequenterweise den offiziellen Wahlvorschlag der anderen Fraktionen.»

In der Praxis hält sie sich nun an keinen ihrer Grundsätze. Statt ihren legitimen Anspruch deutlich anzumelden, mit Kraft zu lancieren und auch durchzusetzen, gackert die grösste Partei ohne Politikompass durch die Lande. Zwar erörterten die Parteioberen übers Wochenende erstmals abendfüllend Chancen, Risiken, Möglichkeiten und andere Eventualitäten einer eigenen Kandidatur, indes ohne klaren Entscheid. Am Mittwochnachmittag (nach Drucklegung dieses Artikels) tagte der Fraktionsvorstand im Bundeshaus zur Frage, die eigentlich keine sein sollte. Ob die dreizehn Männer und zwei Frauen sich zur überfälligen Offensive aufrappeln konnten und einen Westschweizer (zum Beispiel den Greyerzer Unternehmer Jean-François Rime) auf die Piste schicken, darf bezweifelt werden. Auf jeden Fall ist es zu spät für eine erfolgreiche Kampagne.

Weil sie das Konzept a) verlassen haben, können sie auch das Versprechen b) nicht halten. Die SVP spricht nicht über eigene Kandidaten, sondern über die Anwärter der anderen Parteien. Absicht der Strategen um Christoph Blocher und Präsident Toni Brunner war es, mit ihrem Verzicht den Freisinn zu einer Kandidatur aus dem betont bürgerlichen Flügel zu drängen. Dieser Plan ist schon gescheitert, wie die Vorauslese der FDP beweist. Der einzige Anwärter, der diesem Profil entspricht, der Genfer Christian Lüscher, ist chancenlos. Die aussichtsreichen Aspiranten (darunter Parteipräsident Fulvio Pelli: Die SVP ist eine «schlechte Gesellschaft») rekrutieren sich aus dem Feld der Blocher-Abwähler, SVP-Hasser und Internationalisten, die von der SVP nicht gestützt werden. Die Partei hat nichts in der Hand – und nicht einmal einen Spatz auf dem Dach.

Zweite Verliererin dürfte die FDP sein, die mit Blick auf die Vergangenheit und der ihr

verbliebenen Arroganz ihre Position überschätzt hat, keinen realen Anspruch geltend machen darf und – zudem oder gerade deshalb – sich in eine innerparteiliche Zerreihsprobe manövriert hat. Die Romands attackieren die Tessiner – und sich gegenseitig. Die alten Liberalen giften gegen die Radikalen und umgekehrt. Isabelle Moret, Vizepräsidentin und Nationalrätin aus der Waadt, hat in einem Interview das Halali auf den Parteipräsidenten Fulvio Pelli eröffnet; Fraktionschefin Gabi Huber (Uri) stimmte zur allgemeinen Verblüpfung ein: «Mein persönlicher Wunsch ist, dass Fulvio Pelli Parteipräsident bleibt.»

Die Pelli-Kritiker haben jedoch keine mehrheitsfähige Alternative bereit. Weder der (*exclusivement en français*) redselige Waadtländer Euroturbo Pascal Broulis noch der ständig überreizt wirkende Neuenburger Ständerat Didier Burkhalter, noch die Genferin Ex-Staatsrätin Martine Brunschwig Graf (Spottattribut in der Westschweiz: «Pol Pot»), noch der distinguierte Genfer Nationalrat, Anwalt und Partei-Vize Christian Lüscher haben realistische Aussichten auf das Mehr in der Bundesversammlung. Vor der TV-Kamera forderte der Aargauer Nationalrat Philipp Müller ultimativ, die Partei müsse nun «das beste Pferd aus dem Stall holen». Auf Nachfrage der *Weltwoche*, wer dies sei, meinte er resigniert, er wisse es auch nicht. Es scheint, als wolle der Freisinn das Problem seines unbilligen Begehrens selbst erledigen.

### Linke Entente

Mit der immer wahrscheinlicheren Wahl von Urs Schwaller, Fraktionspräsident der CVP, wird in Bern der letzte Schein der Konkordanz entsorgt, der Bruch sichtbar. Mit Schwaller bliebe in der neuen Regierung nicht nur die Mitte übervertreten, der Bundesrat rutschte weiter nach links. Als er vor Wochenfrist seine Kandidatur bekanntgab, diente der Freiburger sich den Linken und Grünen so penetrant an, dass klar wurde, wo er seine Supporter hat und holt. Die CVP, die seit Jahren als gemässigter Flügel der Sozialdemokraten und Grünen politisiert und das Heil im stetig wuchernden Staat sucht, strebt eine Mittel-links-Regierung an.

Dies ist weder ganz neu noch verboten. In diesem Szenario kommt ungefähr die gleiche Allianz zum Zuge, die 2007 bereits die Abwahl des SVP-Bundesrats Christoph Blocher inszeniert und 2008 beinahe die Wahl von Ueli Maurer verhindert hat. (Nur die Freisinnigen, die diese Manöver unterstützt haben, müssen sich heute leicht düpiert vorkommen.) Erforderlich ist, dass diese linke Entente sich outet und ihre Absichten transparent macht.

Dann wird endgültig deutlich, dass die Bundesversammlung am 16. September nicht über Geschmacks- und Sprachenfragen befindet, sondern über ein Auslaufen der Konkordanz. ○

## IV

# Die NZZ rechnet

## Von Urs Paul Engeler – Der politisch korrekte Umgang mit Zahlen zaubert Milliarden einfach weg.

Die «Sanierung» der Invalidenversicherung (IV) mit der Erhöhung der Mehrwertsteuer auf 8 Prozent ist eine der dreistesten Irreführungen, die Bundesbern dem Stimmvolk je zugemutet hat. Darum erscheinen zurzeit in allen Zeitungen Propaganda-Artikel für diese windschiefe Vorlage, zum Beispiel in der NZZ.

Um der neuen Steuer, die im Jahr 2011 eingeführt werden soll, das Terrain zu ebnet, erfindet das Traditionsblatt die Arithmetik neu. So bilanziert die Zeitung zutreffend: «Bis Ende 2010 werden sich die Schulden der IV auf 15,5 Milliarden Franken belaufen.» Um im nächsten Satz die Effekte der (vorerst) bis zum Jahr 2017 befristeten Steuererhöhung und des geplanten Beitrags aus der Bundeskasse zu beschreiben: «Insgesamt kommen also während sieben Jahren rund 1,4 Milliarden Franken zusammen, womit das Defizit der IV in eben dieser Höhe getilgt werden kann.»

### Im Dienst der richtigen Sache

Der unmoderne Mathematiker glaubt sich zu erinnern, dass früher sieben mal «rund 1,4 Milliarden Franken» nur rund 9,8 Milliarden Franken ergeben haben, und nicht 15,5 Milliarden. Zeitgemässe Journalisten und Politiker aber haben sich einem verantwortungsbewussten, also politisch korrekten Umgang mit Zahlen verschrieben. Sie rechnen für die Politik, nicht für die Schule. Die kleine Abweichung von rund sechs Milliarden dient der richtigen Sache.

Möglicherweise meint die NZZ, obwohl sie dies nicht schreibt, mit dem «Defizit der IV in eben dieser Höhe» den laufenden Fehlbetrag, den die marode Kasse Jahr für Jahr weiter anhäufen wird. Kalkulatorisch käme das zwar einigermassen hin; allerdings würde die Altlast von 15,5 Milliarden ausgeblendet. Auch diese Akrobatik verletzt alle Regeln der Bilanzierung, ist aber, da dienlich, die neue politisch korrekte und medial gestützte Art der Buchhaltung.

PS: Gesetzeskundige wissen, dass der IV-Urengang vom 27. September viel zu spät, also illegal angesetzt wurde. Wer die Steuern unpünktlich bezahlt oder vor der Ampel die Grünfrist verpasst, büsst schwer; ein zu spät eingereicherter Rekurs wird ungelesen abgeschmettert. Wenn die Behörden sich an nichts halten, ist dies neues politisch korrektes Recht, meint das Bundesgericht, das auf Beschwerden gegen diese Willkür nicht eintritt. ○

## Kreative Geldbeschaffung

Von René Lüchinger — Das Bundesgericht hat Detaillisten in der Waadt eine Steuer für den Verkauf von Alkoholika aufgebrummt. Der Entscheid weckt millionenteure Begehrlichkeiten.

Manchmal treiben Wirtschaftskrise und leere Staatsäckel seltsame Blüten. Der Kanton Waadt hat per Anfang 2007 eine umsatzabhängige Alkoholsteuer in der Höhe von 0,8 Prozent auf alle im Detailhandel verkauften Alkoholika eingeführt. Korrekt, wie Beamte nun einmal sind, informierten sie die betroffenen Händler wie Coop, Globus oder Denner und verwiesen in dem Schreiben auf fiskalische Gründe für die Einführung dieser neuen Steuer.

Noch selten waren Staatsbeamte offener: Es ging also um eine elegante Form der Geldbeschaffung, um Bares in die leeren Kassen zu spülen. Allein beim Grossverteiler Coop, dem Detailhändler mit dem grössten Absatz an Alkoholika im Land, schlägt dies mit rund 600 000 Franken pro Jahr zu Buche. Er hat nun die Wahl, diese Summe der eigenen Marge abzuzwacken oder die neuen Kosten auf den Kunden zu überwälzen. Beides ist unschön.

Verständlich, dass sich die betroffenen Detailhandelsunternehmen juristisch zur Wehr setzten. Unter der Federführung von Coop, strengten die Basler zusammen mit der Migros – zum Konzern gehören Denner wie Globus – eine juristische Beurteilung des Falls am Verwaltungsgericht des Kantons Waadt an – und fielen durch.

Geschlagen gaben sich die Detailhändler deswegen nicht, sie beschlossen den Gang ans Bundesgericht. Und nun rüstete zumindest argumentativ auch die Gegenseite auf. Den juristischen Vertretern des Kantons schwante wohl, dass die offensichtliche Begierde nach einer neuen Finanzierungsquelle bei den obersten Richtern der Nation schlecht ankommen würde. Mehr noch: Auch Waadtländer kennen die Bundesverfassung und wissen, dass diese eine aus purer Geldeintreibung motivierte Steuer nicht zulässt. Also brauchte es neue Argumentationshilfen.

Hatten nicht Schlagzeilen über *botellones* und öffentliche Besäufnisse von Jugendlichen monatelang die Schlagzeilen beherrscht? Und wo, darf man sich fragen, haben sich die Adoleszenten Bier oder Hochprozentiges besorgt? Unter anderem mit Sicherheit bei den nun klagenden Detailhändlern. Flugs wurde also die juristische Verteidigungslinie geändert. Die Sondersteuer, hiess es nun vor Bundesgericht, solle für Suchtprävention und Folgen des Alkoholmissbrauchs von Jugendlichen verwendet werden. Anfang Juli haben nun die Bundesrichter in der Causa Coop, Denner & Co vs. Kanton Waadt Recht gesprochen und

grünes Licht gegeben für die Einführung der neuen Alkoholsteuer im Waadtland. Die Mehrheit der Richter erachtete die neue Steuer als zulässig, da Kantone befugt sind, Sondergewerbesteuern einzuführen, sofern sich diese auf sachliche Gründe abstützen lassen. Im vorliegenden Fall argumentierten die Bundesrichter, dass sich die Trinkgewohnheiten von Jugendlichen radikal gewandelt hätten und die Steuern demzufolge zur Begleichung von Folgekosten verwendet werden könnten. Vom Abtragen von Abfallbergen bis hin zur Spitallieferung aufgrund von Alkoholmissbrauch bietet sich da allerhand an, was sich als sachlicher Grund taxieren lässt.

### Wirte sind ausgenommen

Die Verlierer erachten das Urteil als politischen Entscheid, nur öffentlich deklarieren mag das keiner der betroffenen Detailhändler, da das schriftliche Urteil noch aussteht. Dennoch gibt es gewichtige Gründe, welche diesen Schluss nicht völlig abwegig erscheinen lassen. Wirte und Weinbauern sind von der neuen Steuer nicht betroffen, und die Richter begründen dies damit, dass sich diese an eine andere Verbrauchergruppe richten würde. Somit sei der Grundsatz der Rechtsgleichheit nicht verletzt. Das war wohl auch innerhalb der urteilenden Kammer nicht unumstritten,

fiel doch der Entscheid äusserst knapp aus. Zwei der fünf Bundesrichter votierten für Coop, Globus und Denner, drei für die Waadt.

### Geldsegen für die Kantone

Dies könnte sich als Fanal für eine Flut weiterer fiskalischer Begehrlichkeiten erweisen, allein im Waadtland. Jede einzelne Gemeinde ist befugt, die gleiche Steuer zu erheben, und zwar bis zur maximal gleichen Höhe wie der Kanton. Ein wahrer Geldsegen, der sich da ergiessen könnte. Die bundesgerichtlich abgesegnete Steuer bringt der Waadt Einnahmen von rund 1,5 Millionen Franken pro Jahr, und die Gemeinden können demnach nochmals mit der gleichen Summe rechnen. Welcher Säckelmeister würde angesichts klammer Kassen da nicht dankend zugreifen, wo ihm das Geld gewissermassen auf dem Silbertablett serviert wird? Und ähnlich denken dürften auch die Steuerbeamten anderer Kantone, insbesondere in Regionen, die besonders von der Wirtschaftskrise betroffen sind, knapp bei Kasse oder dafür bekannt sind, jede neue Finanzquelle anzupapfen. Am ehesten könnten dies andere welsche Kantone sein, auf die solche Merkmale zutreffen. Genf etwa oder Freiburg, auch das Wallis. Oder das Tessin, das konsequent neue Geldquellen aufspürt und erst noch über eine trinkfreudige Bevölkerung verfügt. Macht dieses Beispiel schweizweit Schule, bedeutet dies Mehrkosten in Höhe einer stattlichen zweistelligen Millionensumme pro Jahr. Zu bezahlen vom Detailhandel und letztlich von den Kunden.

Wer sagt uns denn, dass nach der Alkoholsteuer die Schokoladensteuer kommt? Gegen Dicksein hilft schliesslich nur ein Rezept: die fiskalische Prävention. ○



Sachliche Gründe für neue Steuern: jugendliche Alkoholtrinkerin.

# Moderne Teufelsaustreibung

Von Silvio Borner — Basel-Stadt propagiert einen neuen Typ des Sozialhilfe-Empfängers: Der soll nicht mehr auf einen bezahlten Job hoffen, sondern lernen, auch ohne Arbeit glücklich zu werden.



*Pioniere einer neuen Gesellschaft:* Arbeitslose in Zürich.

Im Sozialhilfe-Jahrbuch 2009 von Basel-Stadt findet sich ein Kapitel mit dem Titel: «Entwurf eines neuen Wertverständnisses: Sind Stadthelfer Pioniere einer neuen Gesellschaft?» Das weckt natürlich intellektuell und politisch das Interesse des kritischen Ökonomen. Insbesondere möchte man erfahren, wem, wo und wie diese Stadthelfer konkret helfen sollen. Inhaltliche Andeutungen in diese Richtung sucht man vergebens. Vielmehr erfährt man, dass die zukünftigen Stadthelfer mit einem Coaching ausgebildet und umerzogen würden. Dieses verfolgt drei Ziele, die in drei Grundsätze gegossen sind: nämlich erstens den Grundsatz «Helfen will gelernt sein» und zweitens «Selbsthilfe ist die wirkungsvollste Hilfe». Diese beiden Leitsätze sind weder besonders originell noch aufregend. Doch dann kommt der dritte Grundsatz, der lautet: «Vom Geldwert zum Lebenswert». Beabsichtigt ist nicht weniger als eine fundamentale «Umdrehung» der Probanden zu einem neuen gesellschaftlichen Rollenverständnis. Weiter hinten wird präzisiert, dass es sich dabei «nicht nur um den Übergang vom Lohnarbeiter zum Lebenswertgestalter» handle, sondern um Tiefgreifenderes: Die Umdrehung «ersetzt die Identität des gescheiterten Lohnarbeiters».

Diese Umpolung der Coaching-Teilnehmerinnen erinnert geradezu an *brainwashing*,

denn offensichtlich haben die Sozialhilfe-Empfänger ein falsches Bewusstsein oder eine falsche Identität. Die Notwendigkeit für eine Umpolung wird so begründet: «Die Menschen geben die Zugehörigkeit zur Welt der Lohnarbeit nicht leicht auf, obwohl sie in dieser Welt oft jahrelang viel Druck, Rückweisung, Demütigung, Abhängigkeit, Ausgrenzung, Isolation, Enttäuschung, Repression erlebt haben.» Die weiter hinten als «gescheiterte Lohnarbeiter» bezeichneten bedauernswerten Menschen sollen deshalb nicht für die Wiedereingliederung in die Arbeitswelt präpariert, sondern für einen «Identitätswechsel» programmiert werden – eine Art moderne Teufelsaustreibung mit Fokus auf das Arbeitsethos. Im Erfolgsfall würden sie dann auch zu Vorreitern: für andere, die ebenfalls «ihr Sinnbedürfnis mit Lebenswertarbeit statt mit Geldwert abdecken wollen».

Dem politischen Ökonomen fällt hier einiges unliebsam auf. So ist zum einen die Bezeichnung «Lohnarbeiter» abschätzig, wie Frau de Meuron vor langer Zeit mit ihrem bekannten Bonmot zum Besten gab. Sie fragte nämlich jeweils einen Besucher spöttisch: «Syt der öpper oder nämet der Lohn?» Als überhebliche Aristokratin grenzte sie sich mit diesem Spruch vom gemeinen Volk ab, das seinen Lebensunterhalt mit bezahlter Arbeit bestreiten muss.

Im marxistischen Jargon wird «Lohnarbeiter» mit «ausgebeutetem Lohnabhängigen» gleichgesetzt und dieser somit a priori in die Opferrolle gedrängt. Beide Sichtweisen sprechen einem offenen Arbeitsmarkt mit vielen Entfaltung- und Aufstiegsmöglichkeiten jegliches Verbesserungspotenzial für Freiheit des Einzelnen und Wohlstand der Gesellschaft ab. Zweitens wird die Fähigkeit der Betroffenen, die Bedeutung der Arbeit für ihr eigenes Leben selber zu beurteilen, kurzerhand als anerzogene Fehlhaltung abgetan. Offensichtlich ist das Arbeitsleben nicht nur anstrengend, sondern auch entwürdigend. Wer hat hier ein falsches Bewusstsein: die Erzieher oder die Umzuerziehenden? Und woher soll denn das Geld für die 140 Milliarden Franken Sozialausgaben kommen, wenn wir alle vom Geldwert auf den Lebenswert umsteigen?

Als Lohnbezüger ist man automatisch auch Steuerzahler, und als solcher reibt man sich die Augen. Bislang hatte man geglaubt, das oberste Ziel der Sozialhilfe sei es, die «Arbeitsmarktfähigkeit» wiederherzustellen. Wenn jedoch im Coaching darauf hingearbeitet wird, das falsche Ideal der Erwerbsarbeit durch einen mehr oder weniger forcierten Rollenwechsel zum Lebenswertgestalter zu ersetzen, dann wird das pure Gegenteil anvisiert. Und das erst noch mit angeblichem Modellcharakter für all die anderen armen Teufel, die in der Treitmühle der Lohnarbeit weiter strampeln, aber noch nicht erkannt haben, dass dies der falsche Weg ist.

## Sozialhilfe als zweiter Arbeitsmarkt

Sozialhilfe war eine Art Notnagel für die wenigen, die durch alle Maschen des sozialen Sicherungsnetzes gefallen sind. Die Sozialhilfe war als kurzfristiger, bedarfsorientierter Garant gegen absolute Verarmung und Desintegration gedacht. Inzwischen ist sie für viele zum zweiten Arbeitsmarkt geworden, in dem der Staat ein Minimaleinkommen auch ohne Arbeit garantiert. Ein Arbeitsmarkt ohne Arbeit gewissermassen.

Die Sozialhilfe ist politisch und gesellschaftlich zu einer extrem schwierigen Aufgabe geworden. Der wahre Grund dafür ist jedoch, dass man – ungewollt vielleicht – viele Mitbürgerinnen und Mitbürger dazu verleitet hat, die Hilfe zur Selbsthilfe, weil zu beschwerlich, über Bord zu werfen. Statt «Lohnabhängigkeit» entsteht so «Fürsorgeabhängigkeit». Wenn diese von der Staatshilfe Abhängigen nun noch zu Pionieren oder Missionaren für die Schaffung von Lebenswert statt Geldwert umerzogen werden sollen, ist die Abkehr vom ursprünglichen Ziel total: Die Empfänger sollen der Hoffnung auf und Anstrengung für bezahlte Arbeit entwöhnt werden.

Silvio Borner ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel



## Flower-Power

Von Urs Gehriger — Afghanistan überschwemmt den Weltmarkt mit Heroin. Um den Taliban ihre Profitquelle zu zerstören, sollte den Bauern der Mohn zur Medikamentenproduktion abgekauft werden.



«Legalize it!»: Afghanistans Zukunft als Weltproduzent von Schmerzmitteln.

Wenn die Afghanen diesen Donnerstag an die Wahlurnen gerufen werden, steht nicht bloss das Schicksal des Landes auf dem Spiel. Was am Hindukusch geschieht, hat Auswirkungen bis in die hintersten Winkel von Los Angeles, London oder Zürich. Es gilt, zu verhindern, dass sich in dem Land, wo die Anschläge von 9/11 geplant wurden, von neuem Kräfte durchsetzen, welche die Welt bedrohen. Die unmittelbarste Gefahr stammt indessen nicht von al-Qaidas Terror-Ideologie, sondern von einer anmutigen, purpurblütigen Pflanze: *Papaver somniferum*, besser bekannt als Schlafmohn.

Seit der Invasion 2001 hat die Opiumproduktion in Afghanistan um den Faktor 40 zugenommen. 93 Prozent des heute weltweit konsumierten Heroin stammen von hier. Rund ein Drittel (3,5 Milliarden Dollar) der nationalen Wirtschaft wird vom Opiumanbau gedeckt, ein Grossteil des Profits fliesst in die Kriegsschatullen der Taliban.

Ende Juni hat Richard Holbrooke, US-Sonderemissär für Afghanistan und Pakistan, die bisherige Opiumstrategie für gescheitert erklärt. Es sei ein «grober Fehler», die Mohnfelder zu zerstören. Jedes Mal, wenn eine Ernte vernichtet werde, treibe man einen weiteren Bauer in die Arme der Taliban. «Die USA haben Hunderte Millionen Dollar auf diese Weise verschwendet», so Holbrooke.

### Die Idee ist verlockend

Gemäss neuer US-Strategie soll die Zerstörung der Mohnfelder gestoppt und stattdessen die Bekämpfung des Drogenhandels intensiviert werden. Wie vergangene Woche bekannt wurde, wird künftig auf rund fünfzig der wichtigsten Drogenbarone Jagd gemacht, um das Opiumkartell zu zerschlagen. Gleichzeitig soll den Bauern beim Anbau alternativer Produkte finanziell stärker unter die Arme gegriffen werden.

Dass so der Opium-Teufelskreis gestoppt werden kann, wird allgemein bezweifelt. Solange mit Opium mehr Geld als mit Weizen oder Rosen verdient werden könne, werde es ausserordentlich schwierig sein, die Bauern von der Mohnpflanze abzubringen, monieren Kritiker.

Hier setzt eine Idee an, die einen Bruch mit gängigen Methoden fordert und unter dem knappen Nenner «Legalize it!» zusammengefasst werden kann. Das klingt radikal. Das Projekt, welches vom International Council on Security and Development (ICOS) ausgearbeitet wurde, folgt aber einem verlockenden Gedanken: Aus den Mohnblumen können auch gute Produkte hergestellt werden, Medizin, wie Morphinum etwa, an dem in weiten Teilen der Welt akute Knappheit herrscht. Diese solle durch afghanisches Opium kompensiert werden, schlägt das europäische Institut ICOS vor, das in Afghanistan seit vier Jahren Feldforschung betreibt. Sein Projekt mit dem programmatischen Namen «Mohn für Medizin» sieht vor, den Bauern staatliche Lizenzen zum Mohnanbau auszusprechen. Aus der Ernte soll dann vor Ort Morphinum hergestellt und an interessierte Länder verkauft werden (siehe Kasten S. 19).

### Opium für alle

Heute wird das für die Pharmaindustrie verwendete Opium vorwiegend in Australien, Indien, der Türkei, Frankreich und Spanien unter staatlicher Kontrolle produziert. Zuständig für die Vergabe von Quoten für den legalen Anbau von Suchtstoffen ist der Internationale Suchtstoffkontrollrat mit Sitz in Wien. Dort zeigt man wenig Interesse für ein ähnliches Projekt in Afghanistan. Der Bedarf an den auf Opiumbasis hergestellten Schmerzmitteln sei gedeckt, heisst es.

Dieser Befund ist allerdings hoch umstritten. «Das von der Uno geleitete globale Drogenkontrollsystem schliesst 80 Prozent der Weltbevölkerung aus, die bis heute überhaupt keinen Zugang zu Schmerzmitteln haben», sagt Jorrit Kamminga, Analyst bei ICOS in Valencia. Die Pharmaindustrie der Industrieländer nehme fast 95 Prozent der legalen Opiumernte in Anspruch – die restlichen Staaten müssten sich mit 5 Prozent der Ernte begnügen und die medizinischen Opiate aus den reichen Ländern kaufen.

ICOS hatte «Mohn für Medizin» bereits im Jahr 2006 erstmals lanciert. Das Europäische Parlament empfahl damals mit grosser Mehrheit, das Projekt zu unterstützen, ohne dass der Europarat sich jedoch der Sache angenommen hätte. Ohne die Unterstützung der USA aber, der federführenden Militärmacht in Afghanistan, wird das Projekt auch künftig kaum realisiert werden können. Wie sein Amtsvorgänger George W. Bush hat sich auch Präsident Barack Obama bisher gegen eine

Lizenzierung des Opiumanbaus ausgesprochen.

Die Haltung der USA ist nicht einfach nachzuvollziehen. Seit 1974 unterstützt Washington ein ähnliches Programm in der Türkei und deckt daraus einen substanziellen Teil des eigenen Schmerzmittelbedarfs. Darauf angesprochen, führen US-Behörden ins Feld, an-

---

### «Die USA haben Hunderte Millionen Dollar durch Feldzerstörungen verschwendet.»

---

ders als die Türkei verfüge Afghanistan über keine funktionierende Zentralregierung. Am Hindukusch fehlten die Behörden, welche den Opiumanbau überwachen könnten.

ICOS widerspricht. Das Projekt «Mohn für Medizin» könne selbst in einem zersplitterten Land wie Afghanistan funktionieren. Der Schlüssel liege im «Dorfprinzip»: Der gesamte Produktionsprozess – von der Mohnpflanze bis zur Schmerztablette – könne innerhalb der jeweiligen Dörfer stattfinden, wo der Mohn angepflanzt wird, und zwar unter strikter Kontrolle der Dorfgeregierungen, welche in Afghanistan wesentlich mehr Autorität

#### «Mohn für Medizin»

### Billiges Morphinum

Heute leben 2,4 Millionen afghanische Bauern direkt vom Opiumhandel. Im Projekt «Mohn für Medizin» spricht die Regierung in Kabul interessierten Dörfern eine Lizenz zur Morphinproduktion zu. Unter der Aufsicht von Dorfbehörden werden mobile Laboratorien installiert, wo der Mohn verarbeitet wird. Das fertige Produkt wird von der afghanischen Regierung für 3000 US-Dollar pro Kilo aufgekauft. Interessierte Länder können das Morphinum dann zu einem tiefen Marktpreis direkt aus Kabul importieren. Gemäss Berechnungen von ICOS würde eine 10-Milligramm-Dosis afghanisches Morphinum 9 US-Cent kosten.

Da das Opium direkt nach der Ernte kontrolliert verarbeitet wird, werden Schwarzhandel und Korruption eingedämmt. Um die Sicherheit der Produktion zu erhöhen, werden Lizenzen nicht einzelnen Bauern, sondern ganzen Dörfern zugesprochen. In der Provinz herrscht ein hohes Mass an sozialer Kontrolle. Sollte ein Bauer die Ernte an die Drogenmafia veräussern, würde das gesamte Dorf die Lizenz verlieren. (geh)



«Grober Fehler»: US-Sonderemissär Holbrooke.

geniessen als die Zentrale im weit entfernten Kabul.

«Wir haben bereits grosse Zustimmung von mehreren Stammesältesten, die das Projekt gerne in ihrem Dorf realisieren würden», sagt Paul Burton, ICOS-Direktor für politische Analyse in London. Die Dörfer verfügten über eigene Milizen, respekteinflössende Autoritätspersonen. «Wenn sie wollen, dass das Dorf mitmacht und davon profitiert, dann tun sie alles, um das Projekt abzusichern.»

#### Kampf gegen das Drogenübel

Selbstverständlich könne niemand garantieren, dass überhaupt kein Opium mehr auf den Heroin-Schwarzmarkt gelangen werde, räumt man bei ICOS ein. Illegaler und schlimmer als heute könne die Opiumwirtschaft in Afghanistan indessen nicht werden. Im Übrigen stehe die Idee «Mohn für Medizin» nicht in Konkurrenz mit anderen Konzepten. Das Drogenübel in Afghanistan lasse sich nur durch den richtigen Mix von Massnahmen in den Griff bekommen. Langfristig sei es durchaus das Ziel, einen Grossteil der Bauern auf andere Produkte wie Safran, Blumen oder Mandeln umzuschulen. Da dies jedoch mindestens 10 bis 15 Jahre in Anspruch nehmen werde, brauche es eine Zwischenlösung. Dafür sei die lizenzierte und kontrollierte Morphinproduktion bestens geeignet.

Die Tatsache, dass US-Präsident Obama eine Kehrtwende bei der Anti-Opium-Strategie eingeleitet hat, verleihe ICOS Zuversicht. «Wir haben die Diskussion auf allen politischen Ebenen aufgenommen», sagt Jorrit Kamminga. «Obwohl die USA «Mohn für Medizin» bisher nicht öffentlich unterstützten, haben wir Hinweise, dass sie das Programm sorgfältig studieren.» O

## Personenkontrolle

### Jakob, Grunder, Couchepin, Jauslin Rytz, Mader

Obwohl der Verein «Rettet den Tiger!» um den Trubschacher Unternehmer Peter Jakob (BDP) fast Tag und Nacht Geld sucht und obwohl die Gemeinde Langnau aus der Dorfkasse stolze 900 000 Franken bereithält, ist die Zukunft des Eishockeyklubs SCL Tigers in der National League A keineswegs gesichert. Im Emmentaler Lokalradio Neo 1 bezeichnete Jakob am Dienstag die Situation als «ganz schlimm»; am Freitag will die Gruppe, welche die nötige Million noch nicht beisammen hat, definitiv entscheiden, ob sie den Klub übernimmt und den BDP-Präsidenten und Nationalrat Hans Grunder ablöst. Überwiegen die Bedenken vor diesem «Höllensritt», müsste Grunder, der die Tigers in die Katastrophe geführt hat, wohl die Liquidation der Aktiengesellschaft einleiten, dies drei Wochen vor dem Start der Meisterschaft. (upe)

Um 2010 das 100-Jahr-Jubiläum in neuem Glanz und mit verbessertem Service (vor allem für die Behinderten) feiern zu können, will die Niesenbahn AG bei Spiez im Berner Oberland für 6,5 Millionen Franken Bahn und Gebäude auffrischen. Sämtliche Instanzen unterstützen im langwierigen Genehmigungsverfahren das Projekt. Nur Pascal Couchepins (FDP) Bundesamt für Kultur (BAK), geführt von seinem Vertrauten Jean-Frédéric Jauslin, übt nach Abschluss des Prozesses späten Widerstand gegen den Umbau. Kurz vor Baubeginn nörgeln Jauslins Kulturbeamte an der Form eines Anbaus herum; auch die Konstruktion des behindertengerechten gläsernen Liftes unter dem Gipfel behagt den unterbeschäftigten Funktionären nicht. Die kantonale Denkmalpflege Berns hatte das Projekt in einem Fachbericht ausdrücklich gelobt; ausgerechnet die FDP-gesteuerte Bundesbürokratie verlangt nochmals Modifikationen. (upe)

Den oft jäh zur Unzeit aus dem Boden schiesenden Pollern auf Berns Strassen sind bereits Dutzende von Autos, Velofahrern, Fussgängern (mit und ohne Kinderwagen) und selbst ein Rollstuhlfahrer zum Opfer gefallen. Eine Unfallstatistik wird nicht publiziert. Trotz (oder gerade wegen) der anhaltenden Zwischenfälle mit beschädigten Autos forciert die rot-grüne Stadtregierung mit Baudirektorin Regula Rytz (Grünes Bündnis) die flächendeckende Verpollerung der Bundesstadt. Die jüngste Flut von Einsparungen gegen die gefährlichen Strassensperren schmetterte Regierungsstatthalterin Regula Mader (SP) summarisch mit dem Argument ab, «dass Poller unproblematisch funktionieren und keine Gefahr darstellen». (upe)

Mörgeli

## Grosses vom Grossgemeinderat

Von Christoph Mörgeli

Der Luzerner SVP-Grossgemeinderat René Kuhn ist als früherer Autoparteiler ein grosser Experte in Sachen scharfes Profil und schnittiges Chassis. Lange vor ihm äusserte sich allerdings schon der damalige Autoparteiler Michael Dreher über den Auftritt von linken Frauen. Er vertrat im Nationalratssaal die vieldiskutierte Meinung, das Outfit der Kollegin Christine Goll entspreche nicht dem eines schicken Strassenkreuzers, sondern dem einer unschicklichen Strassendrossel.

Heute wäre René Kuhn schon froh, wenn die von ihm gescholtenen «Emanzen» und «Vogelscheuchen» wie seinerzeit Frau Goll in der Lederabteilung einkaufen würden. Stattdessen zieht der Ostreisende mitsamt seiner russischen Gattin über die ungepflegten Schweizerinnen vom Leder. (Die blonde Oxana scheint mir übrigens etwas ausgebleicht, wie wär's mit etwas Solarium oder Tönungscreme?) Jedenfalls sehen die Kuhns an den hiesigen Frauen statt Lack und Lippenstift nur Lumpen und Latschen. Statt Schminke und Schmuck nur Schmutz und Schmuttel.

«Ich bin ein Frauenliebhaber», entgegnet René Kuhn allfälligen Missverständnissen. Als Liebhaber meiner beiden bäuerlichen Grossmütter wäre er mit seinem Befehl zum Haarfärben indessen glatt durchgefallen. Trugen die Angehörigen der Generation Réduit doch ihre gezopften Flechten grau bis schlohweiss. Die Grosis hatten genau wie ihr Enkel Tränen in den Augen, sobald im Radio Beromünster Vico Torrianis Lied von den Silberfäden ertönte. Und wenn sich der kahlhäuptige René Kuhn über weibliche Frisuren ereifert, erinnert mich dies an Thomas Manns Missionar Jonathan. Tony Buddenbrook entgegnete auf die Rüge des glatzköpfigen Predigers über ihre gedrehten Locken schlagfertig: «Kümmern Sie sich gefälligst um Ihre eigenen Locken!»

Nun will sich René Kuhn seinen Zigarren und dem Bücherschreiben widmen. Genau wie Churchill, der nicht wirklich schön, aber dennoch ein ganz brauchbarer Politiker war. Denn die Politik ist das Showbusiness der Hässlichen (Damen selbstverständlich ausgenommen). Darum sollten wir Politiker uns nicht öffentlich über das Aussehen von Frauen äussern. Sondern uns allenfalls trösten mit der Hoffnung, dass die Attraktivität des Mannes in seiner Intelligenz liegt. Fragt sich nur, ob Grossgemeinderat René Kuhn unter diesem Gesichtspunkt wirklich attraktiv ist.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.  
Mehr zum Thema Seite 24

Bodenmann

## Kein Käse ist Käse

Von Peter Bodenmann — Urs Schwaller und Pascal Broulis.  
Wer von den beiden wird Bundesrat?



Chästeilet: Käserei im Jura.

Macht ist Käse. Bundesratswahlen Chästeilet. Kein Käse ist Käse. Dabei gilt: Niemand kann mit Aussicht auf Erfolg politische Inhalte mit Bundesratswahlen verknüpfen. Weil kurz darauf sowieso alle wieder machen, was sie wollen. Verhandelbar sind Personen, Sitze und indirekt Departemente.

Fulvio Pelli hat in den letzten Wochen die CVP erfolgreich vor sich hergetrieben. Jetzt machte der Tessiner den alten Bärli-Durrer selig-Fehler: Niemand kann gleichzeitig Trainer, Schiedsrichter und Spieler sein. Weder im Fussball noch bei Bundesratswahlen.

Im Schlussgang der kommenden Wahl werden sich trotzdem ein Kandidat der CVP und ein Kandidat der FDP gegenüberstehen.

SP und Grüne können – wenn sie wollen – die Bundesratswahlen entscheiden. Denn sie bringen mit ihren Stimmen jeden Kandidaten, der in der eigenen Partei etwas Restunterstützung hat, in den alles entscheidenden Schlussgang. Und dann werden sich die eigenen Reihen sowohl bei der CVP wie bei der FDP hinter dem schliessen, der es unter die letzten zwei geschafft hat. Weil Parteien irgendwo wie Familien funktionieren.

Die Grünen waren bisher zum Nulltarif Wasserträger der SP. Und dies, obwohl sie elektoral innerhalb des zurzeit stagnierenden linken Lagers stärker wurden. Wer die Stimmen der Grünen will, muss ihnen früher oder später Zucker geben.

Einen Bundesrat will niemand abgeben, aber früher oder später könnte eine Bundeskanzlerin oder ein Bundeskanzler für die Grünen drinliegen. Ein Nullangebot? Mitnichten, denn es gab Zeiten, in denen der Bundeskanzler wichtiger war als die Mehrheit der Bundesräte.

Seit 1995 verwaltet die SP zwei der vier wichtigen Departemente im Bundesrat. Ab 2011 droht der neuen Ja-Partei, in der Sprache Adolf Ogis, der Abstieg in die B-Liga. Im schlimmsten Fall gibt es neben dem irrelevanten Aussendepartement auch noch das überflüssige Militärdepartement.

Wer Urs Schwaller oder Pascal Broulis in den Bundesrat hievt, müsste deshalb gleich auch die Verteilung der Departemente regeln. Das ist nur möglich, wenn Moritz Leuenberger vor den nächsten Wahlen zurücktritt. Denn nach 2011 werden die Karten neu gemischt, und alle Abmachungen sind Schnee vom vorletzten Winter.

Vermisst wird in diesem Spiel die SVP. Lange Zeit setzte Toni Brunner auf Fulvio Pelli. Jetzt will die stärkste Partei der Schweiz den Sägerei-Besitzer Jean-François Rime, den Papa Moll der welschen SVP, ins Rennen schicken. Und gleichzeitig ohne konkretes Initiativ-Projekt die Volkswahl des Bundesrates fordern. Wischiwaschi-Politik ist ansteckender als die Schweinegrippe.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Das Problem der Problemlösung

Von Kurt W. Zimmermann — Journalisten denken nicht an heute, sondern an morgen. Darum hassen sie gute Nachrichten.

Es war eine sehr gute Woche für die Menschheit und die Schweiz. Darum war es eine sehr schlechte Woche für die Medien.

Die Rezession war letzte Woche vorüber. Das zeigten die Wachstumszahlen aus Deutschland und Frankreich. Die Schweinegrippe war abgeflaut. Das zeigten die Daten der Immunologen. Der Streit zwischen den USA und der UBS war mit einem Sieg für die Bank und den Bundesrat ausgegangen. Das zeigten die Verträge.

Die drei grössten Risiken dieses Sommers waren letzte Woche keine Risiken mehr. Für die Journalisten wäre es also ein idealer Anlass für eine prägnante Schlagzeile auf Seite 1 gewesen: «Rezession, Schweinegrippe, UBS: Alle Probleme gelöst!»

Natürlich war die Schlagzeile nirgendwo zu lesen. Stattdessen versuchten die Journalisten, aus den drei gelösten Problemen Rezession, Schweinegrippe und UBS wieder drei ungelöste Probleme zu machen. Dazu brauchten sie Schwarzmalerei und Negativisten, genannt die «Experten».

«Ein Silberstreif macht keinen Aufschwung», titelte also letzte Woche die *Mittelland-Zeitung*. Und warnte: «Trotz ersten positiven Signalen ist die Wirtschaftskrise noch nicht vorbei, sagen Schweizer Experten.»

«Schweinegrippe-Alarm», titelte also die *Schweizer Familie* in der letzten Woche. Und warnte: «Im Herbst erobert das H1N1-Virus die Schweiz. Experten erwarten bis zu 1,5 Millionen Kranke.»

## Das Prinzip Fortsetzungsroman

«Der Vergleich ist nur der Anfang», titelte also letzte Woche die *Basler Zeitung*. Und warnte: «Schweizer Experten befürchten, dass der Fall UBS Schule machen könnte. Dann würden auch andere Banken ins Visier der Behörden geraten.»

Es gehört seit je zu den amüsantesten Seiten der Medien, dass jede Art von Problemlösung ihnen zutiefst zuwider ist. Die Welt muss in Unordnung sein. Das hat einen soziologischen und einen funktionellen Grund.

Soziologisch ist die Medienbranche von einer enorm hohen Konkurrenzüberwachung geprägt. Journalisten verfolgen akribisch, was andere Journalisten tun. Fehler werden ausnahmslos registriert.

Wer in diesem Umfeld dem Finanzplatz, der FDP oder dem Fussballclub Basel den Untergang vorhersagt, kann gelassen bleiben. Wenn der Finanzplatz, die FDP oder der FC nicht untergehen, wird es keine Kollegenschelte set-



Misanthrop: Schweizer Familie-Chef Dunkel.

zen. Wer aber dem Finanzplatz, der FDP oder dem FC einen Triumph vorhersagt, muss zittern. Falls der Triumph nicht eintritt, werden die Kollegen Kübel voller Häme über ihn schütten.

Eher wichtiger zum Verständnis ist hingegen der funktionelle Teil. Medien funktionieren am besten, wenn sie wie Fortsetzungsromane agieren. Ihre ideale Dramaturgie ist ein Thema, das sich täglich weiterentwickeln lässt. Ein ideales Thema ist etwa die aktuelle Bundesratswahl. Täglich kann man auf Redaktionen die Geschichte weiterköcheln.

Dieser journalistische Takt ist dann beendet, wenn die Problemlösung erfolgt. Am Tag der Bundesratswahl ist das Problem gelöst und die endlose Geschichte passé.

Genauso ist die endlose Geschichte der Rezession beendet, wenn die Rezession vorbei ist. Die endlose Geschichte der Schweinegrippe und die endlose Geschichte des UBS-Konflikts unterliegen demselben Mechanismus. Journalisten werden darum alles daransetzen, dass Rezession, Schweinegrippe und UBS möglichst lange Probleme bleiben. Die gute Nachricht zum Thema killt das Thema. Denn eine gute Nachricht ist meist final und zieht keine Weiterungen nach sich.

Journalisten hassen *good news* nicht darum, weil sie Misanthropen wären. Sie hassen *good news*, weil sie dann am nächsten Tag nichts mehr zu schreiben haben.

# Von «Fumoirs» und «Steakoirs»

Von Peter Keller

Noch ist die Lage föderalistisch und verworren. Im Tessin darf man schon lange nicht mehr. In Zürich darf man bald nicht mehr. In Nidwalden darf man. In Genf ist ein Referendum hängig. Das Rauchen in öffentlichen Räumen, namentlich in Restaurants und Bars, ist ins Visier der Politik geraten. Bald wird ein nationales Gesetz zum Schutz vor Passivrauchen die ganze Beizen-Schweiz zur rauchfreien Zone erklären. Mit einer Ausnahme: Abgetrennte, speziell gelüftete, kleinere Raucherräume dürfen die Gastro-Betriebe weiterhin führen. Als kleiner Knicks gegenüber der verfeinerten welschen Lebensart heissen solche Raucherräume «Fumoirs».

Dieses «Fumoir» muss einen Schweizer Tierschützer sowohl konzeptionell wie sprachlich inspiriert haben. Denn er fordert laut der Gratiszeitung *News* in Restaurants «Steakoirs» für Fleischesser. Dralle Blutwürste, zartrosafarbene Lammkoteletts, deftige Gnagis, tropfende Speckschwarten: Für einen Vegetarier seien diese Leckerbissen eine Zumutung. «Wenn Nichtraucher in Restaurants vor Zigarettenrauch geschützt werden, müssen die Menschen erst recht vor dem Anblick und dem Geruch von Leichenteilen geschützt werden», teilt der Tierschutz-Aktivist mit. Eine Herbstspezialität wie die Berner Schlachtplatte bekommt da eine ganz neue Verbalnote. Jedenfalls möchte der Mann mit speziellen «Steakoirs» Kinder sowie Vegetarier und Veganer «vor dem Anblick von Tierleichen und Blut schützen».

Damit ist eine neue Qualität von Apartheidsgelüsten erreicht. Beim Rauchen wehrte sich immerhin eine satte Mehrheit gegen den Qualm ihrer Mitbürger. Rund siebzig Prozent der Bevölkerung sind Nichtraucher. Nun aber verlangt eine winzige, dafür radikale Minderheit (Daniel Vasellas Chalet lässt grüssen) den Auszug der Mehrheit aus der Öffentlichkeit. Wann melden sich die Abstinenzler zu Wort? Muss die Gesellschaft nicht auch vor Trunkenheit geschützt werden? Also ab ins «Spirituosoir» mit Weinliebhabern und Biertrinkern.

Dann warten wir zu, bis Lesben und andere Frauenrechtlerinnen sich durch den blossen Anblick von Männern in ihrer Menschenwürde beleidigt fühlen und nach separaten Männerräumen rufen. Gut ist, dass in sämtlichen Restaurationsbetrieben solche bereits bestehen: Man nennt sie «Pissoirs».

## Im Internet

[www.weltwoche.ch/wortkontrolle](http://www.weltwoche.ch/wortkontrolle)

«Über die Folgen einer unkriegerischen Besetzung und Ausplünderung der Schweiz kann man nur spekulieren.» *Stefan Signer*



Umdeutungen einer Geschichtsperiode: General Guisan.

**Eingebildeter Stolz**

Nr. 33 – «Faszination Réduit» und «Aufgabe erfüllt»; Peter Keller und Walter Schaufelberger über das SF-Projekt «Alpenfestung»

Die Sendung «Alpenfestung» holt eine Geschichtsperiode ins Bewusstsein zurück, die vor rund 25 Jahren – entgegen den Eindrücken und persönlichen Erlebnissen der einstigen Zeitgenossen – derart umgedeutet und missgestaltet wurde, dass man verwundert, ja faszungslos mit ansehen musste, wie sehr sich

einige Historiker alle Mühe gaben, uns einzutrichtern, dass das damalige Verhalten der Schweiz schändlich und unehrenhaft, in gewissen Teilen geradezu verbrecherisch gewesen sei. Der damals von der Bevölkerung empfundene Stolz, Schweizer zu sein, sei eine grundlose, verlogene und unberechtigte Einbildung gewesen. Und die Armee sei zuallerletzt das vielgepriesene Bollwerk gewesen, welches das Land vor einem Einmarsch der Deutschen bewahrt habe. Was wäre wohl gewesen, wenn es diese angeblich bedeutungslose und unnütze Armee 1939 gar nicht gegeben hätte? Eine Schweiz mit einer intakten, hochqualifizierten, leistungsfähigen Industrie wäre für Hitler eine verlockende Beute auf dem Präsentierteller gewesen, die er relativ gefahrlos hätte vereinnahmen können und mit Sicherheit für seine Zwecke usurpiert hätte. Was eine unkriegerische Besetzung und anschließende Ausplünderung der Schweiz für Folgen für Land und Leute gehabt hätte, darüber kann man nur spekulieren. Ich zweifle nicht, dass unsere Starhistoriker auch dieses Problem zu einem Schandfleck auszugestalten in der Lage wären. *Stefan Signer, Amriswil*

Walter Schaufelbergers Kommentar zur Begründung des Réduits ist glaubwürdig. Jakob Tanners Interpretation des Réduits als «Demutsgeste» der Schweiz gegenüber Nazi-Deutschland ist hingegen nicht haltbar. Tanner ist trotz ausgedehnter Studien als Nachkriegsgeborener gar nicht in der Lage, die da-

malige psychologische Auswirkung dieser Abwehrstrategie nachzuvollziehen. Leider wird der von ihm mitverfasste Bergier-Bericht als quasi alleinige Quellengrundlage für den heutigen Geschichtsunterricht zum Zweiten Weltkrieg propagiert. Die Quellen dieses Berichts sind richtig aufgeführt, vieles an den Schlussfolgerungen aber ist sehr fragwürdig.

*Werner Röllin, Wollerau*

Auf ein Jahr genau so alt wie dieser, spreche ich dem «Internationalisten» und Mitglied der Bergier-Kommission Professor Georg Kreis die Legitimität ab, sich in Schweizer Medien ernsthaft über das «Revival von Vorgestrigem» und die «erneute Lancierung eines überholten Geschichtsbildes» auszulassen, wenn es um die Frage der Landesverteidigung im Zweiten Weltkrieg geht. Wäre es so einfach für eine Historikerkommission, gegen gute Bezahlung ein Geschichtsbild durch ein anderes zu ersetzen, müsste man die Existenzberechtigung dieser Gilde in Zweifel ziehen. Auch Kreis muss sich schliesslich die Frage stellen, wann sein eigenes Lebenswerk zur Makulatur verkommen wird. Joe Lang darf in dieser Hinsicht ohnehin als vernachlässigbare Grösse betrachtet werden. *Hans-Christian Müller, Zürich*

**Imperialistischer Zynismus**

Nr. 33 – «Jubelpfad zur Migration»; Christoph Mörgeli über die neue Dauerausstellung im frisch renovierten Landesmuseum

Christoph Mörgeli hat recht, sein Unbehagen über den provokativ dümmlichen Spruch «Niemand war schon immer da» auszudrücken. Da wird uns ausgerechnet in unserem Landesmuseum der blanke imperialistische Zynismus serviert. Wenn man nicht ganz so weit zurückschaut, muss man doch feststellen, dass die Aborigines eigentlich immer in Australien waren, die Tamilen in Indien, die Serben in Serbien, die Albaner in Albanien, die Türken seit der Eroberung Konstantinopels in der Türkei, all die afrikanischen Stämme von den Zulus bis zu den Tuareg in Afrika und die indianischen Stämme von Kanada bis hinunter nach Patagonien und Feuerland auf dem amerikanischen Kontinent. Und – last, but not least – die Europäer in Europa! Dann kamen die «Conquistadores», die Kolonialisten und die Pioniere und verdrängten Kulturen und Menschen und tun es noch heute. Sie sitzen auf gestohlenem Land und könnten sich ebenso brüsten: «Ihr wart auch nicht immer da!» «Niemand war schon immer da» passt genau in die Aussage des deutschen Philosophen Michael Schmidt-Salomon: «Die grösste aktuelle Bedrohung für Homo sapiens besteht in einer strukturell bedingten Dummheit. In Wahrheit steckt hinter der ganzen Misere nur eine einzigartige, gigantische, weltumspannende Riesenblödsinnigkeit.» *Alexander Steinacher, Thalwil*

An advertisement for Cresta Palace Hotel &amp; Spa. It features a yellow background with a black banner at the top containing the text 'BERGBAHNEN, SPA-WELLNESS INKLUSIVE!' and a small illustration of a person on a mountain. Below the banner, the text reads 'DAS «GROSSE, STILLE LEUCHTEN»' and 'im spätsommerlichen Engadin erleben. Grosser SPA-POOL-BEAUTY &amp; Therapie-Bereich – Kinderclub – Tennis (kostenlos) – Wandern – Golf – Reiten – Surfen – Biken...'. It also mentions 'Zimmer/Frühstück ab CHF 140.– pro Person' and 'Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen Sommersaison bis 18. Oktober 2009'. At the bottom, there is a logo for 'CP CRESTA PALACE' and 'CELERINA HOTEL - SPA' along with contact information: 'Cresta Palace Hotel CH-7505 Celerina/St. Moritz Tel. 081 836 56 56, Fax 081 836 56 57, www.crestapalace.ch H.P.+ E. Herren'.

«Niemand war schon immer da» – Mag schon sein, aber einige sind länger da als andere und haben am Wohlstand dieses Landes tatkräftig mitgeholfen. Mit Arbeit, Steuern und Sozialbeiträgen. Deren Kinder folgten diesem Beispiel und deren Kinder wiederum auch. Leider trifft das nicht auf alle Migranten zu. Und da liegt der kleine (grosse) Unterschied. Gut zu wissen, dass es Leute gibt, die davor den Vorhang ziehen und die Migration verherrlichen. Vielleicht sollten diese Leute zwecks Allgemeinbildung ein paar Tage am Schalter eines Sozialamtes verbringen oder ein paar Beschäftigungsprogramme der RAV besuchen.

Frédéric-Marc Flühmann, Dübendorf

### Absage an die Wegwerfmentalität

Nr. 33 – «Für immer und ewig mein»; Die Künstlerin Lara Russi über ihre Ego-Hochzeit

Die Idee, welche dieser «Heirat mit sich selbst» zugrunde liegt, ist beachtenswert. Gerade im Hinblick auf eine Beziehung und die übersteigerten Glückserwartungen an eine solche regt sie zum Nachdenken an. Eigentlich laufen viele Menschen immer vor sich selbst davon, anstatt sich mit ihren Unzulänglichkeiten auseinanderzusetzen. Der Partner soll ihnen eine Identität geben, die sie in sich selber nicht finden. Und wenn er das nicht fertigbringt, lässt man sich wieder scheiden und versucht dasselbe mit dem nächsten Partner. In diesem Sinne symbolisiert ein solches Happening genau die Absage an die heutige Wegwerfmentalität in Beziehungsdingen und macht klar, dass man keine Beziehung mit jemandem eingehen kann, wenn man mit sich selbst nicht im Reinen ist. *Dora Bigler, Bern*

### Schande über den Rechtsstaat Schweiz

Nr. 33 – «Der grosse Treuebruch»; René Lüchinger über den Steuerstreit zwischen der UBS und den USA

Würden statt der Daten von 52 000 amerikanischen Geldanlegern von der Schweizer Bundesregierung die Daten von 52 000 Asylanten aufgrund angeblicher Delikte an deren Hei-

matregierungen ausgeliefert, damit deren dortige Vermögenswerte konfisziert bzw. sie strafrechtlich verfolgt werden könnten – der Aufschrei der Schweizer Medien- und Politzone wäre gigantisch. Werden aber jetzt Tausende – über die bereits vom Bundesrat ausgelieferten 250 US-Bürger hinaus – der drakonischen Strafverfolgung der US-Behörden überantwortet, die jahrzehntelang durch ihre rechtmässigen Geldanlagen in der Schweiz zu deren Wohlstand beigetragen haben, dann hört man ausser Freude über den gelungenen Vergleich nichts. Schade um und Schande über den ehemaligen Rechtsstaat Schweiz.

Norbert Buchbinder, La Tour-de-Peilz

### Aufmunterung zum Schulterschluss

Nr. 33 – «Duell der Sphinx»; Markus Somm über die Bundesratswahl

Wie Markus Somm zutreffend bemerkt, zerfleischen sich SVP, FDP und CVP, und die SP ist wie in Schweden der lachende Zuschauer. Müsste aber die *Weltwoche* über diese Feststellung hinaus nicht etwas mehr tun? Mit augenzwinkernden Ratschlägen in der interessanten Doppelnummer während des Sommerlochs ist es nicht getan. Aufmunterung der drei bürgerlichen Parteien zu einem gewissen Schulterschluss mit gutbegründeten Vorschlägen und dem Blick auf ihre Gemeinsamkeiten ist nötig. Immer noch schlägt sich die Schweiz in der Krise besser als die an unser Land angrenzenden Staaten. Dieser Vorteil unserer freien und direktdemokratischen Schweiz kann nur bewahrt werden, wenn es den bürgerlichen Parteien gemeinsam gelingt, die EU-süchtige und unfähige SP inklusive der Grünen zurückzudrängen. *Wolfgang Sidler, Luzern*

### Kuschelecken-Vertreter

Nr. 33 – «Fulvio Pelli»; Roger Köppel über die Wahlchancen des FDP-Präsidenten

Roger Köppel gehört zu den herausragendsten, mutigsten Journalisten in unserem Land. Allerdings repräsentiert Fulvio Pelli für mich kaum das, was man im Bundesrat dringend

gebrauchen würde. Wenn er dort dermassen ziellos hin und her und auf und ab lavieren täte, wie er dies in letzter Zeit zu tun pflegte, dann hätten wir nur einen überflüssigen Kuschelecken-Vertreter mehr.

Peter H. Kuhn, Adlikon b. Regensdorf

### Unsterbliche Mode- und Polit-Dummheit

Nr. 33 – «Namen»; Philipp Gut über Urteile des SVP-Grossrats René Kuhn zur fehlenden gepflegten Weiblichkeit der Schweizerinnen

Die Antwort auf René Kuhns Modediktat aus Russland gibt Peter Hartmann in der gleichen Ausgabe der *Weltwoche* im Artikel «Lucys Fuss» gleich selbst: «Frauen, die sich dem Zwang zu diesen mörderischen Stiletto-Schraubstöcken unterwerfen, kranken am Cinderellasyndrom.» Und: «Auf Männer wirkten die künstlichen Puppenfüsschen und der gezierte Gang der Frauen erotisierend.» Der dekadente Wunsch nach verstümmelten Frauen beweist, dass sowohl die Mode- wie die Polit-Dummheit kaum je aussterben werden. *Daniel Kobell, Basel*

### Wie vor sechzig Jahren

Nr. 33 – «Waterloo im Emmental»; Urs Paul Engeler über Hans Grunder

Offenbar hat sich im Emmental seit sechzig Jahren nichts geändert. Ich kenne Herrn Grunder nicht und bin über seine Aktivitäten persönlich nicht orientiert. Als Junge verbrachte ich viele Jahre die Sommerferien bei meiner Grossmutter und meinen Tanten in Langnau. Eine Tante arbeitete in einer Firma in Langnau. Einmal stoppte ein teures Cabriolet vor meiner Tante. Im Auto sass ihr Seniorchef und wollte wissen, wer die zwei Knaben an ihrer Seite seien. Voller Stolz wurden mein Bruder und ich vorgestellt. Als der Chef weggefahren war sagte meine Tante. «Der ist ja heute wieder einmal sternhagelvoll.» Auf meine Frage, wie er so alkoholisiert durch das Dorf fahren dürfe, antwortete meine Tante, er sei schliesslich ein sehr bekannter Mann und ein guter Steuerzahler, daher schaue die Polizei immer weg. *Hanspeter Grundmann, Oberrieden*

## AHV plündern - Steuern erhöhen?

**NEIN.** Denn immer neue Prämien- und Preisaufschläge mitten in der Krise belasten Menschen und Wirtschaft bereits jetzt im Übermass. Zum Leben bleibt immer weniger!

**NEIN.** Denn die AHV darf nicht zugunsten der überschuldeten Invalidenversicherung mit 5 Milliarden Franken geplündert werden. Um der IV wirklich zu helfen, muss der Missbrauch konsequent bekämpft werden. Deshalb: Hände weg von unserer AHV!



---

# Ikonen der Natürlichkeit

---

Sind Schweizerinnen weniger weiblich als Französinen oder Italienerinnen? Ach was. Die Schweizer Frau ist nicht so affektiert und pflegt ein gewisses Understatement. Experten sind sich einig: Schweizerinnen sind schön «win e Rose im Schnee». *Von Philipp Gut und Peter Keller*



*Heimatstil, Erotik und unternehmerische Härte: Model Sarina Arnold.*

Alain Delon sagte einmal: «Ich möchte zu gerne wissen, warum es in Zürich die schönsten Frauen der Welt gibt.» Ein gutes Jahrhundert früher schrieb der Zürcher Dichter Gottfried Keller im «Grünen Heinrich» über seine weibliche Hauptfigur Anna: «Wir standen nun auf der Höhe, welche von der Glut der untergehenden Sonne übergossen war, vor mir schwebte die federleichte, verklärte Gestalt des jungen Mädchens, und neben ihr glaubte ich den lieben Gott lächeln zu sehen.» Reize örtlicher Schönheiten aus Zürich-West besingt die Berner Mundartband Patent Ochsner im berühmten Refrain: «D W. Nuss vo Bümpliz / isch schön win es Füür i dr Nacht / win e Rose im Schnee / we se gsee duss in Bümpliz.»

Dichter, Liebhaber, Sänger haben den Schweizer Frauen leuchtende Denkmäler gesetzt, unterschiedlich in ihrer literarischen und sprachlichen Qualität, aber voller Hingabe.

Französinen gelten als Ikonen der Eleganz. Italienerinnen sind Weltmeister des Temperamentsausbruchs. Spanische Frauen sind dunkler, intensiver, Südamerikanerinnen wilder. Deutsche Frauen haben etwas Unnahbares, Faszinierendes. Und die Schweizerinnen? Auf einem deutschen Sender Sender war kürzlich die Erfolgskomödie «Die Herbstzeitlosen» (2006) zu sehen. Sie handelt von drei älteren Frauen, die in einem Emmentaler Dorf gegen den Widerstand verstockter Männer einen Dessousladen eröffnen. Mit ihrer Geschäftsidee, Büstenhalter, Höschen und Négligés mit Alpenblümchen zu verzieren, scheinen sie einen helvetischen Nerv zu treffen, eine Mischung aus Heimatstil, Erotik und unternehmerischer Härte. Der Sex-Appeal der Schweizer Frau, so die Botschaft, liegt auch, wenn auch nicht nur in ihrer Tüchtigkeit. Und in ihrer Natürlichkeit. Schweizer Frauen sind, viel-

leicht, eine Spur herber, auch direkter. Sie haben ihre Männer deutlicher und unverkrampfter im Griff. Ihr Mangel an Diplomatie und Affektiertheit wird ihnen periodisch als Mangel an Weiblichkeit ausgelegt. Zu Unrecht. Die Provokationen eines Zentralschweizer Lokalpolitikers, der die Schweizer Frauen pauschal als unweiblich kritisierte, lösten kürzlich eine skurrile Debatte aus, die freilich zum Tischgespräch wurde und grosse Resonanz auslöste.

## Gibt es verbindliche Schönheitsideale?

Was also zeichnet die Schweizer Frauen aus? Gibt es bestimmte Eigenheiten? Gelingt es, einen Typus herauszuschälen, bestimmte Merkmale statistisch, literarisch, journalistisch herzuleiten? Kann man von einer spezifisch schweizerischen Weiblichkeit sprechen? Gibt es verbindliche Schönheitsideale? Wir haben Umfragen und Statistiken studiert, in der

Film- und Literaturgeschichte geforscht, helvetische Frauen-Ikonen gesucht und vor allem mit Leuten gesprochen, die es wissen müssen.

Die Experten haben das Wort.

**Dr. Christoph Wolfensberger, plastischer Chirurg** — Keiner weiss präziser und aus handfesterer Erfahrung, welchen Schönheitsidealen Schweizer Frauen nacheifern. «Eine Schweizerin würde nie sagen, sie möchte bitte keine Kuhaugen (gemeint ist das zu stark gespannte Unterlid mit dem sichtbaren Augenweiss). Das sagen nur Patientinnen ohne Beziehung zur Natur. Die Schweizerinnen stehen dieser nahe und würden nie eine Kuh diskriminieren – denn Kühe haben, wenn man genau hinsieht, sehr schöne mandelförmige Augen mit prachtvollen Wimpern.»

Dass Kuhaugen schön sind, wussten schon die alten Griechen. Und die Schweizerinnen haben – eigentlich erstaunlich, weil es keine direkte Traditionslinie gibt – ein Schönheitsideal, das sich mit dem griechisch-römischen stärker deckt als etwa dasjenige der Italienerinnen. Eine gewisse Natürlichkeit, wohlproportionierte Formen, keine Übertreibungen – das habe für Schweizerinnen oberste Priorität. Ihre Wünsche sind konkret, machbar, realistisch. Es gehe stets um die Beseitigung eines bestimmten Makels. «Doctor, make me beautiful!» – den Totalanspruch des «Durchoperierens» von Kopf bis Fuss, mit dem französische oder amerikanische Patientinnen dem Chirurgen gegenüber treten, kennen Schweizerinnen nach Aussage des Chirurgen nicht. Das «too much» – in den USA die grossen Brüste, in Brasilien der silikongepolsterte Po – ist hierzulande verpönt. «Die Schweizerin weiss sehr genau, wann es ins Vulgäre kippt.»

Für Wolfensberger ist klar: Das Schönheitsideal der Schweizer Frau passt zu Schweizer Sekundärtugenden: Qualitätsbewusstsein, Natürlichkeit, ein gewisses Understatement und der Verzicht auf Protz zeichnen die Schweizerin aus. «Sie ist auf angenehme Art konservativ.» Oft werde sogar im Familienkreis erörtert, ob und wie man sich operieren lassen solle – «schweizerisch-demokratisch».

**Caroline Erb, Psychologin bei Parship.ch** — Die Österreicherin in Diensten der grössten Online-Partneragentur Europas kann auf Tausende Seiten Umfragematerial zurückgreifen. «Schweizer Frauen sind selbstbewusst, sehr anspruchsvoll, und sie legen Wert auf Unabhängigkeit.» Auf dem Beziehungsmarkt haben sie hervorragende Chancen: Während die Hälfte aller Singles in Europa länger als drei Jahre allein lebt, bilden die Schweizer Frauen eine Ausnahme. Nur ein Drittel von ihnen bleibt so lange ohne festen Partner.

Dank ihrem Selbstbewusstsein, ihrer finanziellen Unabhängigkeit und ihrer «optimistischen Lebenseinstellung», sagt die Psychologin,



*Mutig, schön, tüchtig:* Reporterin Schwaninger.



*«Es lebe das Landeil!»:* Musiker von Rohr.



*Keine Übertreibungen:* Chirurg Wolfensberger.

befänden sich die Schweizerinnen europaweit in einer vorderen Position. Ins Bild des eher konservativ-soliden Landes passt auch dies: Fürs Zusammenleben wünschen sich Schweizerinnen doppelt so häufig eine klassische Rollenverteilung wie ihre Geschlechtsgenossen im übrigen Europa. Und sie suchen öfter nach einer langfristigen Beziehung.

**Klaus J. Stöhlker, PR-Berater, gebürtiger Deutscher, verheiratet mit einer Walliserin** — «Ich habe mit 27 Jahren eine Schweizerin geheiratet, weil sie sehr attraktiv war (und ist), intelligent, neugierig und mit Stehvermögen ausgestattet. Wir werden in Kürze 41 Jahre verheiratet sein. Aufgrund des Wohlstands des Landes nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Schweizerinnen damals gepflegter, gesünder und deutlich attraktiver als andere Europäerinnen.»

**Prof. Peter von Matt, Germanist, Universität Zürich** — Mit Effi Briest, Madame Bovary und Anna Karenina schufen die grossen Romanciers des 19. Jahrhunderts unvergessliche Frauengestalten. Gibt es ähnlich markante Figuren in der Schweizer Literatur?

Neben dem Freiheitsrebell Wilhelm Tell hinterliess Schiller mit der Stauffacherin die literarische Blaupause der tüchtigen und lebensklugen Schweizer Frau. Auch unser grösster Welterfolg hat eine weibliche Heldin: «Heidi», «zu 20 Prozent genial, zu 80 Prozent trivial angefertigt». Die Figur, die im Ausland das Bild der Schweizerin prägt wie keine andere, ist genau genommen gar keine Frau, sondern ein Mädchen, ein Kind, die Unschuld vom Berge. Ein zum Kitschigen neigendes Alpen-Girlie, das die Sehnsucht nach Idylle und Ursprünglichkeit bedient.

Ergiebiger sind da Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf: Sie verstehen sich als Erzähler mit öffentlich-sittlicher Verantwortung. Eindeutig auf das Vorbildliche hin geschaffen seien bei Keller Frau Regel Amrein in der gleichnamigen Erzählung und Marie, die Frau Martin Salanders, also zwei Mutterfiguren. Das greifbarste Ideal neben der Muttergestalt sind die tatkräftigen, zupackenden Frauen wie Gritli, Regine, Frau Marianne oder Figura Leu aus «Die Leute von Seldwyla» und den «Züricher Novellen».

Bei Gotthelf seien mustergültige Frauen nur im Rahmen «eines hochdifferenzierten Systems der weiblichen Existenz» richtig zu erfassen. «In diesem System überlagern sich vormoderne Normen (die muskelstarke Frau, die auch körperlich zugreift) mit solchen der jüngeren städtisch-bürgerlichen Kultur: das liebevolle, feingliedrige, sensible Mädchen, zum Beispiel Meyeli im «Jowäger»-Roman.»

**Hildegard Schwaninger, Gesellschaftsreporterin, gebürtige Österreicherin** — «Die



## Charakterdarstellerinnen

Vier Schweizer Frauentypen: die Natürliche, das Mauerblümchen, die Langblüherin und die Göttliche.

**Lara Gut** — Sie gilt als grösstes Talent seit 25 Jahren, ist die jüngste Siegerin in einem Super-G-Weltcuprennen und nicht nur für den Schweizer Skisport ein Segen. Selbst wer sich kein bisschen um Sport schert, dem mag bei den ersten Auftritten von Lara Gut ein erleichtertes «Die kann man ja auch angucken!» entfahren sein. Denn in der offiziellen Arbeitskleidung der Schweizer Ski-Nati nett auszusehen, ist ebenfalls eine bemerkenswerte Leistung.

Aber auch das schafft unsere Lara mit den azurblauen Augen, unser «Ski-Starlet», das auf die Frage, ob es eine Zicke sei, mit «Ich bin eher 'ne Wildsau!» reagiert. Mit Damenhaftigkeit gewinnt man keine Skirennen. Lara Gut ist der Typ «Mädchen von nebenan», die erste richtige Freundin, die Aktive, die Lustige, vielleicht nicht die Dorfschönheit, aber sicher die Zweitschönste, die Bodenständige, die weiss, was sie will, was Männer meist erst herausfinden, wenn sie schon einen anderen geheiratet hat.

Vorerst ist sie noch frische achtzehn, hat mehr erreicht als die meisten in ihrer ganzen Karriere und weiss, dass sich Sport und Frisur nicht ausschliessen müssen. Lara ist das moderne Naturwunder, die Versöhnung von Heidi mit H&M. Ein Naturwunder wie das «Buttermädchen» Sarina Arnold oder Schlagerkönigin Francine Jordi.

*Dominique Feusi*



Naturwunder: Lara Gut.



Exportschlager: Michelle Hunziker.

**Michelle Hunziker** — Es gibt, und sie sind selten, Frauen mit echter Klasse; jener göttlichen Würde, die ihre Trägerin in jeder Lebenslage umflort, in der Freude wie der Trauer, in der Verlegenheit und der Liebe, selbst im Zorn bleiben sie erhaben. Sie sind grossartig, ob sie schreiten, weinen oder sich den Schlaf aus den Augen reiben. Man spricht von Weltgewandtheit — es ist die Gewandtheit, sich auf der ganzen Welt zu bewegen, geografisch wie philosophisch gesprochen. Solche Frauen blicken einen meist nur von Leinwänden und Bildschirmen an, kaum je aus dem Kissen.

Dass Michelle Hunziker erst im Ausland Erfolg hatte, liegt wohl daran, dass für ein Wesen dieser Kraft die Schweiz ein zu enger Rahmen ist. Eine solche Frau braucht nicht weniger als die Welt, um sich zu Hause zu fühlen. Während ihre Landesgenossinnen am Flughafen vor Aufregung kichernd den Pass fallen lassen, atmet sie, die fünf Sprachen spricht, erleichtert auf, wenn sie endlich das Kleinformatige hinter sich lassen kann.

Manchmal gestatten einem Frauen wie sie, ihnen dabei zuzuschauen, wie sie sich den Schlaf aus den Augen reiben. Das sind Momente, wie sie sonst nur einem James Bond oder Eros Ramazzotti vergönnt sind, und genau so fühlt man sich dann auch.

*Thomas Meyer*

**Simonetta Sommaruga** — Sie wirkt so kühl und klar wie eine Czerny-Etüde, die das Mädchen Simonetta Sommaruga übte und übte, bis die Noten zu perlen begannen und aus der kleinen Klavierschülerin eine Pianistin wurde. Später wechselte die ambitionierte Tochter eines Industriearbeiters von der musikalischen auf die politische Bühne. Aber auch als Ständerätin (SP) ist ihr der distanzierte Vortrag lieber als der Nahkampf. Hier die Klavierspielerin. Dort das ergebene Publikum. Und ja: nur keine Fehler machen.

Die Strenge gegenüber sich selbst ist ihr geblieben. Auch der hohe Anspruch, bei dem notfalls Strebsamkeit das mangelnde Talent wettmachen muss. Der Typ Absolventin einer höheren Töchterschule lebt weiter — selbst nach Abschaffung solcher Einrichtungen. Was diesen «höheren Töchtern» gemeinsam ist: Sie sind korrekt, kultiviert und fast körperlos.

Es ist indes einfach, das beflissene Kurzhaar-Mauerblümchen mit Häme zu überziehen. Und auch verlogen: Denn jeder Kerl stöhnt über hysterische Weiber. Aber der wohlthuend nüchterne Gegenentwurf, meint Mann, biete dann doch zu wenig Aufregung? Das übliche Hin und Her der wehleidigen Hälfte der Menschheit.

Mit Sommaruga kann man sich sehen lassen. In der Oper und beim gepflegten Tischgespräch. Sie würde auch einen Heimatabend still und lächelnd ertragen. Die Wahrscheinlichkeit, sich ihretwegen schämen zu müssen, tendiert gegen null. Das nimmt — zugegeben — etwas Spannung aus dem Leben. Aber aus Ehen werden häufig Arrangements. Mit einer Frau von Sommarugas Format kann sich ein Mann, der weiss, wie ein Buch von innen aussieht, sogar mehr als arrangieren.

*Peter Keller*



Höhere Tochter: Simonetta Sommaruga.



*Miss Understatement:* Beatrice Müller.

**Beatrice Müller** — Sie ist die Schönheit auf den dritten Blick. Wo die Blenderin wegfällt und die zweite Reihe schon zu langweilen beginnt, rückt jener Typ Frau vor, dessen zeitlose Anmut sie zu einer Langblüherin macht. Eine solche Langblüherin ist die Moderatorin der «Tagesschau»-Hauptausgabe. Durchschnittlich 800 000 Zuschauer, jeder zweite Fernsehkonsument, lassen sich von Müller über das Geschehen in der Welt informieren – aber kaum jemand kennt die 48-Jährige beim Namen.

Ihre Unscheinbarkeit ist Programm. Wäre sie nicht schon als Beatrice Müller geboren, man könnte ihr kein besseres Pseudonym ausdenken. Sie ist unauffällig, weil alles an ihr sitzt, alles passt, alles stimmt. Es gibt keinen dokumentierten Ausrutscher. Weder verbal noch visuell.

Zur Arbeit trägt sie einen dunklen Blazer, darunter meist ein helleres Top, zwei Perlenohrringe, ein dezentes Make-up und seit Jahren eine wohlorganisierte Kraushaarfrisur. Konventionell? Nein. Klassisch.

Beatrice Müller ist die vielleicht reinste Verkörperung jener Schweizer Schönheit, die das Resultat von Eleganz und Zurückhaltung darstellt. Wer diese Kombination mit Langeweile verwechselt, entlarvt sich selber als blinder Trampel.

Das Understatement ist keine Koketterie, sondern als Facette eines Nationalcharakters zu begreifen, der darauf geimpft ist, mehr zu sein, als zu scheinen. Man hat, zeigt aber nicht. Müller könnte sich auf takeln. Das aufregend kurze Schwarze liegt in der Schublade. Als Verheissung. Das muss reichen.

Peter Keller

Schweizer Frauen sind mutig (Stauffacherin), schön (Michelle Hunziker) und tüchtig (Miriam Blocher). Wir haben mit Doris Leuthard die schönste und strahlendste Politikerin der Welt, sie überragt Hillary Clinton, Cristina Kirchner und Julia Timotschenko. Der singende Tiroler Skifahrer Hansi Hinterseer, ein sicher von vielen Frauen umschwärmter Mann, hat eine Schweizer Ehefrau – und sieht nicht aus, als wäre er unglücklich.»

**Dr. med. John Schnell, Zahnarzt** — In der *Weltwoche* stand einmal über ihn, er habe «fast so viele» Frauen gehabt wie Georges Simenon – «und der soll ja Tausende geschafft haben». Als wir mit ihm telefonieren, ist Schnell gerade an der Bahnhofstrasse unterwegs. «Wenn ich als Mann mit offenen Augen durch Schweizer Strassen laufe, ist das sensationell: Es gibt sehr viele attraktive, gutgekleidete junge Frauen.» Das «Strassenbild», wie der Fachmann sagt, sei hierzulande einzigartig, besonders in Zürich. Schnell bestätigt die Einschätzung Alain Delons: «So etwas finden Sie in Paris, London, New York oder Moskau nicht.»

Im Erotischen seien die Schweizerinnen vielleicht etwas zugeschnürter als Südländerinnen, bekennt Schnell. Das habe mit Klima, Mentalität, Erziehung und Geschichte zu tun. «Die Schweiz ist ein sauberes Land, auch politisch. Wir hatten keine Weltkriege, wir verloren nicht zwei Mal alles Geld. Unsere Frauen konnten erben, das gab ihnen eine bestimmte Sicherheit.»

Und wie steht es mit der Treue? «Wenn wir ganz ehrlich und emotionslos sind, dann hat die Schweizer Frau ihre Triebe wie jeder Mensch. Glauben Sie nicht, dass Frauen treuer sind als Männer! Sie können die Untreue bloss besser verstecken.»

**Prof. Brigitte Studer, Historikerin, Universität Bern** — Die Wissenschaftlerin spricht nur ungern von einem «einheitlichen Bild» der Schweizerin. Aus ihrer Sicht handelt es sich um «Stereotype», die allerdings wirkungsmächtig sind. Die klassische Schweizerin gilt als bescheiden, arbeitsam, tüchtig. Typisch schweizerisch ist ein bäuerlich-ländlich inspiriertes Bild der Frau. Die Stadt brachte man mit Industrie, Moderne, Sozialismus in Verbindung – und mit Frauen in Angestelltenberufen, jungen Sekretärinnen, die sich schminkten und abends ins Kino gingen. Im Krieg und in der Geistigen Landesverteidigung verfestigte sich dagegen der ländliche Typus, der Tatkraft mit natürlicher Anmut verband.

**Chris von Rohr, Rocklegende** — «Es lebe das Landei! Die besten Frauen, die ich geniessen durfte, waren allesamt aus der Provinz. Die verwilderten «Naturfrauen», wie ich sie nenne, wissen noch, worum es geht. Sie sind authentischer, echter und leben intensiver.»

**Fazit:** Wenn es so etwas wie das Geheimnis der Schweizerin gibt, darf man es in ihrem Hang zur Natürlichkeit vermuten. Sie pflegt eine gewisse sachliche, republikanische Weiblichkeit, verzichtet auf Überzeichnung und allzu drastische Zurschaustellung ihrer Reize. Schweizer Frauen fallen auf den ersten Blick vielleicht weniger auf, aber sie überzeugen nachhaltiger. Der urbane, stets der Gefahr übermodischer Anbiederung und cliquenhafter Manierismen ausgesetzte Typus wird hier aufs angenehmste korrigiert durch die natürlich-bodenständige Frau, die Substanz und Charakter ausstrahlt.

Allerdings sind gewisse Risiken nicht ganz von der Hand zu weisen. Weil sich der äussere Glanz auf einem mittleren, massvollen Niveau einpendelt, fallen emanzipatorische Unweiblichkeit und aggressiver Schlabberlook hierzulande vielleicht rascher auf. Nicht allen ist es gegeben, wie Christine Goll (Nationalrätin, SP Zürich) das Idealbild einer kampferprobten, emanzipierten Frau darzustellen, die trotz einer eher herben Variante der Weiblichkeit Erfolg ausstrahlt.

Zudem sehen sich Schweizerinnen steigender Konkurrenz aus Asien, Südamerika und Osteuropa gegenüber, die ihre Geschlechtsmerkmale signalhafter einsetzt. Ironischerweise stossen die Einwanderinnen in eine Marktlücke vor, welche die migrationsfreundlichen und emanzipierten Einheimischen geschaffen haben.

### Natur allein reicht nicht

Vor vier Jahren ergründete Beatrice Schlag in der *Weltwoche*, warum so viele Schweizer fremdländische Frauen heiraten: «Fragt man Ausländerinnen, wie sie die Schweizerinnen wahrnehmen, wird das Bild nicht freundlicher», schrieb Schlag. ««Sie sind wie Männer», sagt Nina, die Frau von Jan. «Sie sitzen mit gespreizten Beinen auf dem kalten Boden und rauchen. Und wenn sie sich schnäuzen, klingt es wie ein Alphorn.» Sie findet Schweizerinnen erschreckend ungepflegt. Und anmassend in ihren Forderungen an die Männer. «Wir Ostblock-Frauen halbieren den Haushalt nicht: Ich wasche, also musst du bügeln.»

Von einer generellen Ungepflegtheit der Schweizerinnen kann allerdings keine Rede sein. Das belegen auch die Zahlen. Beim Konsum an Kosmetik- und Toilettenartikeln liegt die Schweiz hinter Norwegen europaweit an der Spitze. Schweizerinnen verwenden edle Produkte und tragen sie nicht zu dick auf. Im Modereich ist es ähnlich: Acht Milliarden Franken geben die Schweizer jährlich für Kleider aus, zwei Drittel davon für Damenmode.

Wie Armin Haymoz, Geschäftsführer des Verbandes der Schweizer Textildetaillisten vertritt, boomt ein Bereich besonders: die Damenunterwäsche. Kein anderes Produkt verzeichnet derart starke Wachstumsraten.

Die Natur allein reicht auch den Schweizerinnen nicht. ○

# Das Moral-Gen

Darf man einen Menschen umbringen, wenn so das Leben anderer gerettet werden kann? Ist die Moral anerzogen oder angeboren? Jüngste Resultate der Hirnforschung zeigen, dass ethisches Verhalten auf spontanen Impulsen beruht. Eigentlich eine gute Nachricht. *Von Eugen Sorg und Jan Feindt (Illustration)*



«Auf hoher See»: Wer opfert sich als Überlebensnahrung für die andern?

Als Kinder und Jugendliche vertrieben wir uns manchmal die Zeit mit kleinen Denkspielen: In einem Rettungsboot befinden sich ein Fabrikdirektor, ein Lokomotivführer, ein Arzt, ein Polizist. Das winzige Boot ist überladen, einer der Insassen muss geopfert werden, sonst säuft es mit allen Passagieren ab. Welchen der vier würden wir über Bord schicken? Die gleiche Versuchsanordnung stellten wir uns mit wechselnden Besetzungen vor, beispielsweise mit einem Italiener, einem Deutschen, einem Amerikaner, einem Schweizer, wahrscheinlich auch mit einem hübschen, aber dummen, hässlichen, aber sympathischen Mädchen usw. Wir lachten viel dabei, aber gleichzeitig loteten wir, unbeschwert und ohne dass wir uns dessen bewusst gewesen wären, elementare moralische Dimensionen des Lebens aus. Gibt es Menschen, die mehr wert sind als andere? Wie misst man den Wert? Darf man jemanden

opfern, um drei andere zu retten? Ich erinnere mich an keinen konkreten Entscheid mehr, den ich oder die anderen gefällt hätten. Aber ich erinnere mich gut an meine unwillkürlichen Versuche, die Spielregeln auszutricksen, um keinen Entscheid treffen zu müssen, und an den Gedanken, hoffentlich nie im realen Leben in eine solche Situation zu geraten.

## Bewertung des Apfels

Wenn wir uns durch die Welt bewegen, bewerten wir permanent alle Dinge und Ereignisse, denen wir begegnen. Wahrnehmung und Evaluation vollziehen sich nahezu gleichzeitig, und sie geschehen intuitiv, emotional und bevor die Vernunft auf den Plan tritt. Wenn wir in einen Apfel beißen, wissen wir augenblicklich, ob er uns schmeckt oder nicht, ob er sauer, süß oder faulig ist. Ebenso verhält es sich mit moralischen Urteilen. Wir empfinden etwas

als ungerecht oder fair, gut oder schlecht, ohne vorher über die Gründe unseres Verdikts nachgedacht zu haben, welche wir zudem oft auch im Nachhinein nicht erklären können. Aber ein spontanes Gefühl sagt uns, dass etwas nicht in Ordnung ist. Diese Vorgänge sind so selbstverständlich und natürlich wie das Atmen, und wie dieses nehmen wir jene oft erst wahr, wenn ihr Ablauf gestört wird. Zum Beispiel im Falle unserer Rettungsbootübung, wo das Gebot, niemanden zu töten, dem Gebot, das Leben anderer zu retten, in die Quere gerät und ein moralisches Dilemma schafft.

Ist die Bereitschaft, auf das Wohl des anderen Rücksicht zu nehmen und denjenigen zu verurteilen, der sich darum foutiert, eine anerzogene und kulturelle Zufälligkeit? Oder ist sie jenseits alles Relativismus eine universelle menschliche Eigenschaft, ein Erbe der Evolution, biologisch gesichert in einer Art «Moral-Gen»?

Wir hatten als Jugendliche keine Ahnung, dass unsere übermütigen Grenzfallszenarien Thema von vielen literarischen und philosophischen Erörterungen waren. Zum Beispiel im Stück «Auf hoher See» des Polen Slawomir Mrozek, einem grotesken Einakter, wo drei hungrige Männer, ein dicker, ein mittlerer und ein schwächlicher, in einem Boot auf dem Meer treiben und sich darüber unterhalten, wer von ihnen sich als Überlebensnahrung für die anderen zwei opfern sollte. Oder im als «Trolley-Problem» bekanntgewordenen Gedankenexperiment der Philosophinnen Philippa Foot und Judith Jarvis Thomson.

### **Darf man ein Leben opfern?**

Ein Trolley, eine Strassenbahn, so die ursprüngliche Version, ist ausser Kontrolle geraten und rast auf eine Gruppe von fünf ahnungslosen Geleisearbeitern zu. Durch Umstellen einer Weiche kann der Wagen auf ein anderes Gleis geleitet werden. Leider befindet sich dort ein weiterer Arbeiter. Darf ich nun den Schalter umlegen und den Tod des einen in Kauf nehmen, um das Leben der fünf anderen zu erhalten?

In einem zweiten Experiment rast erneut eine Strassenbahn auf fünf ahnungslose Arbeiter zu. Ich überblicke die Szene von einer Brücke aus und realisiere, dass der Wagen nur gestoppt werden kann, wenn ich den dicken Mann, der neben mir steht, auf die Geleise stosse. Darf ich seinen Tod herbeiführen, um das Leben der fünf anderen zu erhalten?

Das Trolley-Problem inspirierte andere Moral- und Rechtsphilosophen und Wissenschaftler, und das Versuchsexposé erfuhr verschiedenste Weiterungen. Aus dem dicken Mann wurde ein dicker Verbrecher; ein Chirurg wird vor die Wahl gestellt, einem gesunden, unbekanntem Reisenden fünf lebensnotwendige Organe zu entnehmen, um damit fünf Patienten vor dem sicheren Tod zu bewahren; eine Mutter versteckt sich im Krieg mit ihrem Baby im Keller, draussen patrouillieren feindliche Soldaten. Das Baby beginnt zu schreien, und wenn ihm die Mutter nicht den Mund zuhält und die Gefahr auf sich nimmt, das Baby zu ersticken, werden die Soldaten kommen und Mutter, Kind und alle anderen Anwesenden töten.

Je nach philosophischer Schule neigten die Autoren entweder zur Auffassung, dass es Handlungen gibt, die in sich moralisch absolut verwerflich und deshalb verboten sind, ungeachtet ihrer Folgen, oder kamen zum Schluss, dass der Charakter einer schlechten Tat durch ihre positiven Konsequenzen moralisch aufgewertet werden kann.

Eine andere Fragestellung verfolgte vor wenigen Jahren ein Team um die Psychologen Fiery Cushman und Liane Young und den Biologen Marc Hauser. In einer grossangelegten Untersuchung wollten sie von 200 000 Leuten

aus 100 Ländern wissen, wie sie das Trolley-Problem lösen würden. Die Befragten stammten aus Asien, Europa, Süd- und Nordamerika, waren Christen, Muslime, Hindus, Buddhisten, Juden, Atheisten, Alte und Junge, Schwarze, Farbige und Weisse, Männer und Frauen aus allen Bildungsschichten. Über 90 Prozent gaben dieselben Antworten, intuitiv, ohne sie plausibel begründen zu können und unabhängig von ihrer Herkunft: Den Hebel würden sie umlegen, aber den dicken Mann nicht von der Brücke stossen.

Fasziniert von diesem Resultat, ging der junge Neurowissenschaftler und Philosoph Joshua Greene einen Schritt weiter. Die Weigerung der allermeisten, einen Unschuldigen eigenhändig in den Tod zu befördern, bei gleichzeitiger Inkaufnahme seines Todes, wenn dieser quasi als Kollateralschaden einer humanitären Rettungsaktion erfolgt, war für Greene ein Indiz für die Wirksamkeit eines humanen, entwicklungsgeschichtlichen Moral-Instinkts, der sich auch mit harten naturwissenschaftlichen Methoden nachweisen lassen müsste. Unter Zuhilfenahme der neuesten Wunderwaffe der Medizinaltechnologie, der fMRI (funktionelle Magnetresonanztomografie), machte er sich daran, das Innerste des menschlichen Gehirns auszuhorchen.

### **Spontane Moral**

Zusammen mit einigen Kollegen der Princeton-Universität testete er die zerebralen Reaktionen von Probanden, denen verschiedene Versionen des Trolley-Dilemmas vorgelegt wurden. Ging es um mehr «unpersönliche» Entscheidungen wie jene, den Wagen durch Weichenstellung auf das andere Gleis umzulenken, zeigte jene Gehirnregion eine erhöhte Betriebsamkeit, in der «kühle», rationale Berechnungen und kognitive Erwägungen abgewickelt werden. Anders bei der mehr «persönlichen» Herausforderung, mit eigenen Händen jemanden zu töten: Hier wurden gleich mehrere neuronale Systeme aktiviert. Neben dem für kognitive Erwägungen zuständigen Netzwerk vermeldeten die in «heisse», emotionale und empathische Prozesse involvierten Zonen eine starke negative Reaktion, und gleichzeitig arbeitete es heftig in einer dritten Hirnregion, im Cingularis anterior Cortex, dem als eine Art sechsten Sinn die alte evolutionäre Funktion eines Frühwarnsystems bei drohender Fehlentscheidung zugeschrieben wird und der moralische Konflikte wie denjenigen des Mannes auf der Brücke registriert.

Greenes Befund, dass ethisches Verhalten, dass die zivilisatorische Elementarformel «Du sollst nicht töten», tatsächlich auf spontanen emotionalen Impulsen gründet, wurde gestützt durch Tests mit Patienten, deren Fähigkeit zur emotionalen Wahrnehmung aufgrund von Verletzungen im vorderen Hirnbereich stark beeinträchtigt war. Das Trolley-Problem berei-

tete ihnen keinerlei Kopfschmerzen. Es war für sie eine rein rechnerische Herausforderung. Alle hätten sie den dicken Mann von der Brücke gestossen.

### **Gute Nachrichten der Hirnforschung**

Die Nachrichten aus den Neurolabors sind eigentlich gute Nachrichten. Sie werfen ein wärmeres Licht auf die menschliche Natur. Mitempfinden, Altruismus, Fürsorglichkeit, Loyalität sind uralte Veranlagungen, entwickelt in Abertausenden von Jahren des Zusammenlebens und der Kooperation.

Das Konzept des Homo oeconomicus, des nur auf den eigenen Gewinn bedachten Egoisten, erscheint dagegen als armseliges Gerippe. Vor die Wahl gestellt, einen schnellen Vorteil zum Schaden seines Nachbarn zu ergattern oder darauf zu verzichten, entscheiden sich die allermeisten für die moralische Variante. Nicht nur aus Angst vor Sanktionen, sondern aus einem spontanen menschlichen Gefühl für Fairness heraus.

---

### **Das Konzept des Homo oeconomicus erscheint dagegen als armseliges Gerippe.**

---

Angesichts der Erkenntnisse rund um die «Trolleyologie» könnte man sagen, dass die Macht der moralischen Empfindungen bisher stark unterschätzt wurde. Sie sind nicht bloss private Sensibilitäten, sondern sie geben die soziale und geistige Fahrtrichtung vor, ohne die der Einzelne sich verirren und die Gesellschaft im Chaos versinken würde. Jüngst haben gar Wissenschaftler, in Anlehnung an Noam Chomskys linguistische Theorie einer universellen Grammatik, den Begriff einer universellen moralischen Grammatik geprägt. Er meint, dass die Menschen mit genetisch fixierten, abstrakten Prinzipien geboren werden, die uns zwingen, alle Handlungen in Bezug auf deren moralischen Wert zu beurteilen.

Aber sollten auch Neurowissenschaftler eines Tages im glitschigen Nanokosmos der Eiweisse und Aminosäuren ein Moral-Gen lokalisieren, würde dies nicht bedeuten, dass damit die Frage nach Gut und Böse endlich gelöst wäre.

Der moralische Instinkt kennt keine positiven Antworten auf all die Paradoxien, Vertracktheiten und Komplexitäten der Humanzivilisation. Er weiss nicht, ob Euthanasie erlaubt sein soll, ob Krieg gerechtfertigt sein kann, ob gefoltert werden darf, wenn damit Menschenleben gerettet werden können. Diese Antworten können nur mit kognitiven, rationalistisch geführten Auseinandersetzungen laufend neu verhandelt werden. Aber der moralische Impuls hat die zentrale Aufgabe, den Diskurs vor dem doktrinären Klügeln und vor dem Erstarren im Kältetod zu bewahren. ○

# Der grün-industrielle Komplex

Der von Windkraft- und Solaranlagen teuer erzeugte Strom ist auf dem Markt praktisch wertlos und bringt der Umwelt mehr Nach- als Vorteile. Eine mächtige Öko-Lobby sorgt in der Schweiz dafür, dass trotzdem Milliarden investiert werden. Die Rechnung werden unsere Kinder zahlen. *Von Alex Baur*



*Die nächste Wirtschaftsblase droht: Montage von Solarzellen.*

Das Vorhaben klingt pragmatisch: Die grossen Stromlieferanten sollen verpflichtet werden, künftig die gesamte Produktion von Strom aus «erneuerbaren Quellen» aufzukaufen und dafür eine «kostendeckende Einspeisevergütung» (KEV) zu zahlen. Profitieren würden vor allem die Betreiber von Wind-, Solar- und Kleinwasserkraftwerken. Energieminister Moritz Leuenberger (SP) will die Vorlage in diesen Tagen dem Bundesrat unterbreiten.

Alternativstrom wird bereits heute von Gemeinden und Kantonen über zahllose Fonds- und Förderbeiträge subventioniert. Seit dem 1. Januar 2009 kommen auf nationaler Ebene jährlich 320 Millionen Franken hinzu, die über eine Zwangsabgabe bei den Konsumenten eingetrieben und vom Bundesamt für Energie (BFE) verteilt werden. Doch die begehrten Subventionen waren schon verteilt, bevor das KEV-Gesetz in Kraft getreten ist. Deshalb soll

nun der «Deckel» aufgehoben werden: Die Elektrizitätswerke sollen verpflichtet werden, jederzeit die gesamte Produktion von sogenanntem Ökostrom zu einem Tarif aufzukaufen, der den Produzenten neben voller Amortisation eine jährliche Rendite von fünf Prozent einbringt – gleichgültig, ob sie die Energie brauchen können oder nicht.

## Bei «Öko» rechnen nur die Kleinkrämer

Falls die Regierung Leuenbergers Vorlage zustimmt, hat diese gute Chancen, auch im Parlament durchzukommen. «Öko» liegt, bis tief in bürgerliche Kreise hinein, voll im Trend. Allen voran die CVP: Sie versucht, sich auf der Umweltschiene zu profilieren, und hat die «green economy» zu einem zentralen Element ihres Parteiprogramms erklärt. Gemäss einem im März veröffentlichten Positionspapier will die CVP den Anteil von «Alternativstrom», der

sich trotz Subventionen im Promillebereich bewegt, bis ins Jahr 2020 auf zehn Prozent erhöhen. Möglich ist das nur – wenn überhaupt – mit Zwangsabgaben in Milliardenhöhe, die, gemäss christlichdemokratischer Logik, en passant die Wirtschaft ankurbeln sollen.

Aufwand und Nutzen stehen insbesondere bei Sonne und Wind, den beiden «Bannerträgern» der Alternativenergie, in einem krassen Missverhältnis. Die Elektrizitätswerke müssen für eine Kilowattstunde, die sie zurzeit im Schnitt für acht Rappen einkaufen, bis zu einem Franken bezahlen. Obwohl sich das früher oder später auf den Konsumentenpreis auswirkt, blieben hitzige Diskussionen erstaunlicherweise aus. Wenn es um «Öko» geht, gelten finanzielle Einwände als kleinkrämerisch.

Dabei versteckt sich hinter der unscheinbaren KEV-Vorlage ein Paradigmenwechsel bei der Stromversorgung mit unabsehbaren

Folgen. Bislang richtete sich der Strompreis nach Angebot und Nachfrage. Ist die Produktion hoch, wird die Elektrizität billig, ist sie zu knapp, steigen die Preise. Kommt Leuenbergers Vorhaben durch, werden – wie im Agrarsektor oder beim Gesundheitswesen – Beamte oder im Zweifelsfall Richter bestimmen, welcher Preis gerecht ist. Die Entwicklung geht damit in Richtung Planwirtschaft.

In einem marktwirtschaftlichen System haben alternative Energieträger wie Sonne und Wind schlicht keinen Platz. Kein Mensch kann verbindlich voraussagen, wie viel die Anlagen wann liefern. Die Produktion ist den Launen der Witterung ausgesetzt. Das macht den von Werbestrategen zum «Qualitätsprodukt» hochgejubelten, vermeintlich sauberen «Ökostrom» auf dem Markt praktisch wertlos. Besonders extrem sind die Schwankungen bei der Windenergie. Dies lässt sich anhand der Windstromproduktion in Deutschland (siehe Grafik S. 32) zeigen: Innerhalb weniger Minuten kann die Produktion um ein Vielfaches variieren. Denn bei steigender Windgeschwindigkeit nimmt die Energie exponentiell zu. Weil aber immer exakt so viel Strom ins Netz eingespiessen werden muss, wie gebraucht wird, muss praktisch für jedes Kilowatt Alternativstrom ein Kilowatt aus konventioneller Produktion bereitgehalten werden. Eine Verschwendung sondergleichen.

### Es herrscht Goldgräberstimmung

Sonnen- und Windgeneratoren liefern lediglich zehn bis zwanzig Prozent der Energie, die sie bei Volllast theoretisch liefern könnten. Dieser mageren Ausbeute steht ein gigantischer Verschleiss an Energie, Raum und Rohstoffen gegenüber, die für die Erstellung der Anlagen gebraucht werden. Das Paul-Scherrer-Institut (PSI) hat errechnet, dass, wenn man alle Faktoren mit berücksichtigt, zur Herstellung von einem Kilowatt Solarstrom zehnmal mehr CO<sub>2</sub> freigesetzt wird als bei der Kernenergie.

Trotz der negativen Gesamtbilanz befindet sich die Ökobranche, deren weltweiten Umsatz die Uno vor zwei Jahren bereits auf 148 Milliarden Dollar schätzte, in einem anhaltenden Boom. Bei Wachstumsraten von sagenhaften fünfzig Prozent herrscht Goldgräberstimmung. Allein in der Schweiz setzte die Solarbranche im letzten Jahr 1,5 Milliarden Franken um, zum Hauptteil mit Exporten. Die Oerlikon Solar, ein Ableger der einstigen Waffenschmiede Oerlikon-Bührle, gilt als zweitgrösster Solaranbieter der Welt. Die ABB hat eine führende Rolle beim 200-Milliarden-Projekt «Desertec» übernommen, mit dem dereinst Europa mit Solarstrom aus der Sahara beliefert werden soll.

Desertec wurde von den meisten Medien wohlwollend bis euphorisch aufgenommen. Dabei wäre der Transport des für die Afrikaner unerschwinglichen Stroms nach Europa mit

riesigen Verlusten verbunden. Doch die Sinnfrage stellt keiner. «Öko» ist ein Produkt geworden, das sich vermarkten lässt wie jede andere Modeerscheinung. Knallharte Businessleute, die den Markt nach dem Prinzip der Gewinnoptimierung professionell bewirtschaften, haben die idealistischen Hinterhoftüftler von einst längst verdrängt. Ob die Investitionen der Umwelt einen Nutzen bringen, erscheint nebensächlich. Der Markt liefert, wonach die Konsumenten verlangen – ob Solarpanels oder Kanonen, dem Hersteller ist es einerlei.

Modeerscheinungen sind schnelllebig, Auswüchse werden in der Regel vom Markt rasch korrigiert. Bei der Stromproduktion funktioniert die Selbstregulierung nicht. Denn die Investitionen in Anlagen sind langfristiger Natur. Die meisten Kraftwerke, welche die Schweiz heute (noch) mit relativ billiger Elektrizität versorgen, wurden in der Mitte des letzten Jahrhunderts gebaut und sind längst abgeschrieben. Seit der Inauguration des KKW Leibstadt im Jahr 1984 stagniert die Produktion trotz steigendem Bedarf.

Nachdem auch grössere Wasserkraftwerke (Greina, Grimsel) durch eine kleine, aber aggressive Minderheit von Ökoaktivisten verhindert wurden, werden heute fast nur noch «alternative» Kleinanlagen gebaut, die trotz Milliardensubventionen lächerlich geringe Erträge abwerfen. Sonne und Wind decken nicht einmal ein Promille unseres Bedarfs. Die Lücke, die das nie gebaute AKW Kaiseraugst hinterliess, wird mit französischem Atomstrom gefüllt. Spätestens in zehn Jahren werden wir in ein riesiges Versorgungsloch fallen.

Allerdings sind nur wenige Konsumenten bereit, freiwillig die astronomisch hohen Kosten für Wind- und Solarstrom zu bezahlen, die bei einer ehrlichen Berechnung anfallen. Doch

ehrlich gerechnet wird selten. Der Öko-Hype nährt sich durch Zwangsgebühren und Subventionen, die scheinbar unerschöpflich sprudeln und für den Konsumenten noch kaum spürbar sind. So wie wir heute die Früchte der Investitionen unserer Vorfahren ernten, werden erst unsere Kinder die Kosten für die Fehlinvestitionen von heute bezahlen.

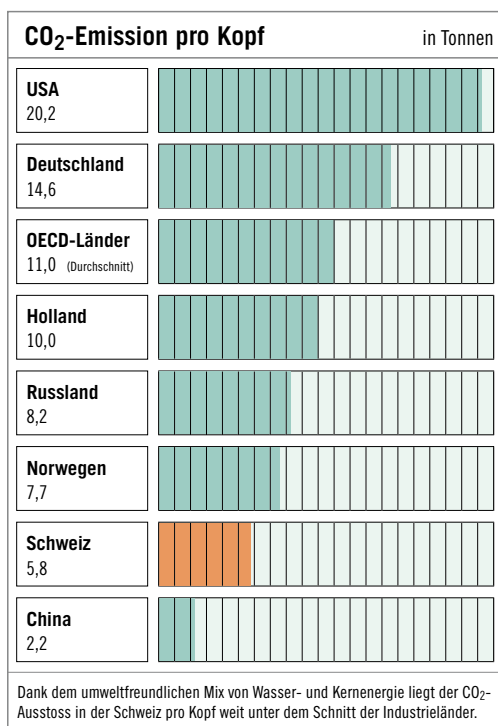
Der Öko-Hype ist ein komplexes Phänomen. In einer unübersichtlichen, abstrakten Welt sehnen sich die Menschen nach Technologien, die sie verstehen und kontrollieren können. Die Anti-AKW-Bewegung, welche die Sonne zum Symbol erkoren hatte, ist unter dem Eindruck des Kalten Krieges entstanden. Obwohl ein Kernkraftwerk herzlich wenig mit einer Atombombe gemein hat, schwingt dieser Zusammenhang untergründig immer mit. Zum Urmotiv des Weltuntergangs, das die Menschen in allen Epochen begleitete, gesellt sich der Urtraum vom Perpetuum mobile: eine unerschöpfliche Maschine, die uns auf immer und ewig mit Kraft versorgt. Damit erhält die Ökobewegung eine religiöse Komponente, die rationalen Argumenten kaum zugänglich ist.

### Selbst die politische Mitte setzt auf Grün

Nach dem Bankrott des real existierenden Sozialismus bot das Ökothema der politischen Linken eine neue Heimat. Doch längst reiten auch die Mitteparteien auf der grünen Welle mit, die ihnen wohlfeile Profilierungsmöglichkeiten liefert. Wenn sich Ständerat Eugen David (CVP, SG) in der Solar-Agentur Schweiz engagiert, so schafft er sich damit kaum Feinde, aber neue Freunde. David wird von der Presse als mutiger und fortschrittlicher Zeitgenosse gefeiert – obwohl die Chance, dass er irgendwo aneckt, gegen null tendiert.

Ein wenig ökologisches Engagement kostet nichts und wirkt sympathisch. This Jenny (SVP, GL) verhalf vor zwei Jahren der ersten KEV-Zwangsabgabe zum Durchbruch im Ständerat («Schliesslich bringt das auch etwas für die Bauwirtschaft»). Der *Blick* belohnte den «Solar-Turbo» aus dem Zigerschlitz mit einer netten Schlagzeile. Oder Chiara Simoneschi-Cortesi (CVP), die eher griesgrämig wirkende Präsidentin des Nationalrats; als Vorsitzende der Jury zeigte die Tessinerin bei der Verleihung des Energiesparpreises «Watt d'Or», dass sich auch in ihrer Brust eine leidenschaftliche Seite verbirgt («Yes, we can»).

Wenn ein Öko-Bonus winkt, ist auf keine Partei mehr Verlass. Auf der Mitgliederliste der fundamentalgrünen Greina-Stiftung findet sich eine ganze Reihe von nationalen Politgrössen der CVP (Koller, Meier-Schatz, Ricklin) und der FDP (Dupraz, Suter). In Zürich plant und organisiert der freisinnige Stadtrat Andreas Türlin, eingebunden in eine rot-grüne Übermacht, den Ausstieg aus der Kernenergie und den Ausbau von Windmühlen. Die Liste liesse sich fortsetzen. Volksvertreter, die die in-



# Ökologischer Alptraum

Wollte man Mühleberg durch Windkraft- oder Solaranlagen ersetzen, würden ganze Landstriche verschandelt. *Von Peter Burkhardt*

Nationalrat und Kernkraftgegner Rudolf Rechsteiner (SP) hofft, dass das Kernkraftwerk Mühleberg bis zum Jahr 2020 durch Windkraft- und Solaranlagen ersetzt wird. Wohlan. Rechnen wir einmal durch, wie es wäre, wenn Rechsteiners Traum in die Wirklichkeit umgesetzt würde. Die Rechnung ist einfach, kann von jedem Primarschüler nachgeprüft werden – und entlarvt den vermeintlichen Traum als Alptraum.

Nehmen wir als Grundlage die Daten, die uns die modernsten Wind- und Solaranlagen im Land liefern. Bei Martigny wurde im Mai 2008 mit «Mont d'Ottan» der grösste Windgenerator in Betrieb genommen. Die 98 Meter hohe Windanlage, die dieses Jahr mit dem «Watt d'Or» prämiert wurde, kostete 5,6 Millionen Franken und liefert jährlich 5 Millionen Kilowattstunden Strom. Im Bereich der Fotovoltaik nehmen wir als Referenz die mehrfach prämierte (2007 Solarpreis, 2009 Watt d'Or) Anlage «Eulachhof», die auf den Dächern einer Siedlung in Winterthur auf einer Fläche von 1240 Quadratmetern jährlich 0,164 Millionen Kilowattstunden Strom produziert und 1,4 Millionen Franken kostete.

Mühleberg produziert jährlich 2950 Millionen Kilowattstunden Strom. Man rechne. Um das KKW zu ersetzen, müssten 590 Riesen-Windmühlen vom Typ «Mont

d'Ottan» (hergestellt in Deutschland) gebaut werden, der Preis dafür würde sich auf rund 4,5 Milliarden Franken belaufen. Wollte man dieses Ziel bis 2020 erreichen, müsste während zehn Jahren an jedem vierten Arbeitstag eine neue Anlage eingeweiht werden. Das würde bedeuten, dass auf einer Strecke, die von Genf bis nach St. Gallen reicht, alle 500 Meter ein hundert Meter hoher Mast mit einem Windrad von 82 Metern Durchmesser in der Landschaft stehen und rotieren würde.

Noch illusorischer sieht es aus, wenn man Mühleberg durch Solarpanels ersetzen wollte. Hier wären 18 000 «Eulachhof»-Anlagen mit einer Fläche von über 20 Millionen Quadratmetern erforderlich – zu einem Preis von 25 Milliarden Franken. Wollte man dieses Ziel in zehn Jahren erreichen, müssten pro Arbeitstag sieben Anlagen der Grösse des «Eulachhofs» inau-guriert werden. Und das, um das kleinste KKW der Schweiz zu ersetzen, welches gerade mal vier Prozent unseres Strombedarfs deckt.

Wie es wäre, wenn alle KKW's (also rund vierzig Prozent unserer Stromproduktion) durch Wind und Sonne ersetzt würden, ist einfach zu errechnen: Man multipliziert die Zahlen mit dem Faktor zehn – und kommt auf 5900 Windmühlen oder 180 000 Solarfelder für 45 bzw. 250 Milliarden Franken. Doch wir können uns die Rechnerei sparen, die in astronomische Dimensionen führt. Selbst wenn die aberwitzigen In-

vestitionen aufgebracht würden und der letzte Winkel der Schweiz mit Windrädern und Solarpanels verstellt würde, wäre unser Stromproblem lange nicht gelöst.

Die Energie von Wind und Sonne hat bekanntlich den Nachteil, dass sie anfällt, wann sie will – und nicht, wenn wir sie brauchen (siehe Grafik). Das macht die teuren Energieträger minderwertig bis faktisch wertlos. Zwar kann Elektrizität in Pumpspeicherwerken gehortet werden. Doch auch die Speicher kosten und führen zu einem Verlust von mindestens zwanzig Prozent der (teuren) Produktion. Zudem sind die Speicherkapazitäten begrenzt. Das wird vor allem bei der Solarenergie, die hauptsächlich im Sommer anfällt, zu einem unlösbaren Problem. Im Sommer haben wir in der Schweiz genügend Strom. Die Engpässe bestehen in der Winterzeit.

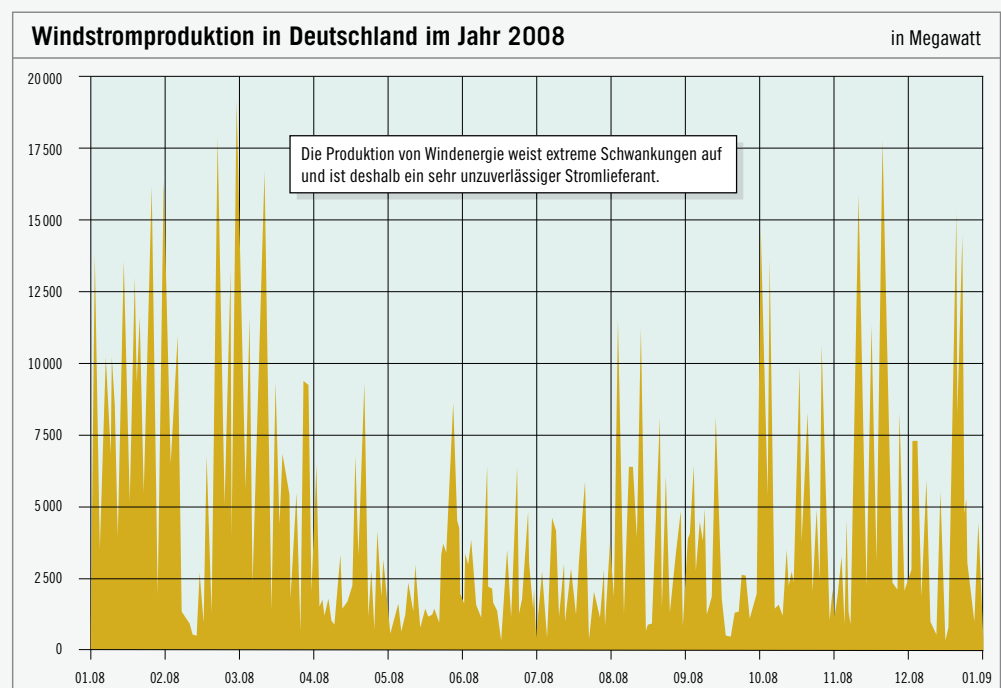
### Verantwortungslose Augenwischerei

Will man auf Kernenergie verzichten, bleibt zurzeit nichts anderes als der Bau von Gaskraftwerken. Gaslieferungen sind aber nicht nur teuer und den Launen politisch unstabiler Lieferanten (Russland, Zentralasien, Iran) ausgesetzt. Gas(kombi)kraftwerke würden die teuer erkaufte Reduktion von CO<sub>2</sub>-Emissionen mehr als zunichtemachen. Zurzeit produziert die Schweiz einen günstigen und praktisch CO<sub>2</sub>-freien Mix von Wasser- und Nuklearstrom. Diesen weltweit fast einzigartigen Standortvorteil würden wir aufgeben.

Es ist verantwortungslos, wenn unser Parlament uns pro Jahr rund 320 Millionen Franken aus dem Sack zieht und damit Energieträger propagiert und fördert, die aus klimatischen und physikalischen Gründen dazu völlig ungeeignet sind. Um der unangenehmen, aber unumgänglichen Debatte über den Bau der dringend benötigten neuen KKW auszuweichen, gaukelt man dem Volk vor, dass «etwas getan wird».

Die Milliarden, die wir heute für den Bau nutzloser Öko-Denkmäler verschleudern, verlängern unseren Weg ins Zeitalter der erneuerbaren Energien erheblich. Heute gilt es, konsequent aus den fossilen Brennstoffen auszusteigen. Die Lösungen sind bekannt, der Aufwand gross. Als Erstes muss der Energieverbrauch des heutigen Gebäudeparks drastisch reduziert werden. Das kostet, doch so liesse sich der CO<sub>2</sub>-Ausstoss drastisch senken – leider aber nicht der Stromverbrauch, der auch in Zukunft weiter steigen wird.

**Peter Burkhardt** war von 1981 bis 2000 Sektionschef beim Bundesamt für Energie. Heute betreibt er das Ingenieurbüro «e-top nachhaltig bauen».





*Begehrte Subventionen:* Energieminister Leuenberger.

effiziente Alternativenergie offen bekämpfen, sucht man dagegen vergeblich.

Die Ökobranche ist zu einem Machtfaktor herangewachsen, der mit handfesten finanziellen Interessen verknüpft ist. Wo der Idealismus aufhört und der Selbstzweck beginnt, ist schwer zu ergründen. Greenpeace oder WWF sind millionenschwere Weltkonzerne, die letztlich nach denselben Prinzipien funktionieren wie die Multis, die sie bekämpfen. Ihr Kerngeschäft ist nicht die Lösung des Energieproblems, sondern die Bewirtschaftung von Ängsten und Empörung. Die Fördermilliarden haben ein unüberschaubares Heer von PR-, Planungs- und Beratungsbüros im Umfeld der Verwaltungen gedeihen lassen, die Subventionsnäpfe bewirtschaften, neue Aufgaben ertüfeln und um Aufträge buhlen. Sie verfassen Berge von Studien, Konzepten und Propagandabroschüren aller Art – wahlweise auf Hochglanz- oder Umweltpapier –, deren Wert sich nicht objektivieren lässt.

### Ein Markt mit gigantischem Potenzial

Der Handel mit Ökotiteln und -derivaten – Umweltzertifikate, Biolabels, Emissions- oder Kompensationspapiere – hat ein Marktfeld mit gigantischem Potenzial eröffnet. Mit «ökologischem» Mehrwert lässt sich geschäftet und spekulieren wie mit jedem anderen Produkt. Dass es sich dabei um rein ideelle, letztlich imaginäre Werte ohne reale Bezugsgrösse handelt, prädestiniert diesen Markt geradezu für Hasardeure und Spekulanten. Die Parallelen zum Internet- oder Immobilien-Hype sind augenfällig. Es ist zu befürchten, dass hier die nächste Wirtschaftsblase aufgepumpt wird.

Eine wichtige Anlauf- und Koordinationsstelle für das Öko-Business ist das BFE. Unter

der Regentschaft von Energieminister Leuenberger (SP) und Direktor Walter Steinmann (SP) hat sich das Amt zu einer rot-grünen Hochburg entwickelt. Bislang war die Stromversorgung in der Schweiz eine Aufgabe von Kantonen und Gemeinden. Doch der Bund hat seinen Apparat und Einfluss ständig ausgebaut. Über die Tarife für Alternativstrom und Verteilernetze mischen die Beamten nun auch bei der Preisgestaltung mit.

Ein zentraler Pfeiler des BFE ist das Programm «Energie Schweiz» unter der Leitung von Michael Kaufmann (SP), das sich mit Sparmassnahmen und Alternativenergie befasst. Hier werden die Netzwerke mit privaten Anbietern geknüpft und gepflegt, Aufträge vergeben und Subventionen verteilt. Das BFE behandelt auch die Gesuche für Kernkraftwerke und Endlager – oder eben nicht. Hier verstauben die Ausführungspläne für ein Tiefenlager zur Endlagerung von radioaktiven Abfällen, obgleich der Machbarkeitsnachweis seit Jahren vorliegt. Das Fehlen des Endlagers ist ein beliebtes Kilerargument gegen den Bau benötigter AKW.

Allmählich schwant indes dem einen oder anderen Naturfreund, dass auch Windmühlen ökologische Nachteile haben. Die bis über hundert Meter hohen Türme verschandeln nicht nur ganze Landstriche, die Rotoren bedrohen Vögel und decken die Umgebung mit einem permanenten Lärmteppich ein. Fischer machen mobil gegen 600 geplante «alternative» Kleinwasserkraftwerke, mit denen – für einen lächerlich geringen Ertrag – unsere letzten natürlichen Fliessgewässer zerstört würden.

Heute deckt die Wasserkraft sechzig Prozent des Schweizer Strombedarfs. Einen derart hohen Anteil an erneuerbarer Energie schaffen weltweit nur wenige Länder. Doch als «ökolo-



*Netzwerke knüpfen:* BFE-Vizedirektor Kaufmann.

gisch» gelten, aus unerfindlichen Gründen, lediglich Kleinanlagen, die wenig bringen und garantiert nicht rentieren. Die restlichen vierzig Prozent unseres Strombedarfs werden fast vollständig durch Kernenergie gedeckt. Die Schweiz verfügt damit – auch das ist fast einzigartig – über eine praktisch CO<sub>2</sub>-freie und erst noch preisgünstige Stromproduktion. Der Ausstoss von Treibhausgasen pro Kopf bewegt sich in der Schweiz weit unter dem Schnitt der Industrieländer (siehe Grafik S. 31).

### Blosse Alibipolitik

Sogar aus den vom BFE entwickelten Szenarien geht hervor, dass alternative Energieträger wie Sonne und Wind selbst bei optimistischer Berechnung unser Versorgungsproblem in absehbarer Zeit nicht lindern können. Die Funktion der Alternativenanlagen ist rein pädagogischer und psychologischer Natur: Sie sollen das Volk daran erinnern, dass etwas für die Umwelt getan werden muss – und getan wird. Tatsächlich binden die Prestigeobjekte für andere Projekte benötigte Gelder und behindern Lösungen für das Versorgungsproblem.

Das BFE setzt auf Gas(kombi)kraftwerke. Diese lassen sich relativ schnell bauen, würden aber nicht nur den Strom verteuern, sondern alle Massnahmen zur CO<sub>2</sub>-Reduktion zunichtemachen. Die einzige saubere Alternative bietet auf absehbare Zeit die Kernenergie. Doch keine Partei bringt den Mut auf, dieses komplexe Thema in den Vordergrund zu rücken, das den vermeintlich beschränkten Bürger überfordern könnte und gehässige Kontroversen garantiert. Dass die Schweiz einen ihrer letzten Standortvorteile aufgibt, nimmt man in Kauf – mutwillig, fahrlässig oder opportunistisch, weil es gerade Mode ist. ○



# «Nur Schönwettermodelle»

Weil Ökonomen die Krise nicht vorausgesehen haben, fordert UBS-Chefökonom Andreas Höfert neue Ansätze in der Wirtschaftslehre und ein neues Denken. Volkswirtschaftler sollten mehr von Psychologie und Geschichte verstehen. *Von Pierre Heumann*



«Computergesteuerte, optimierende Menschen»: Bankkunden.

In den vergangenen Tagen mehrten sich positive Konjunkturmeldungen aus Deutschland, Frankreich und den USA. Ist die Krise vorbei?

Ich fürchte, nicht. In wichtigen Bereichen sind die Rezessionsfolgen noch nicht ausgestanden.

Wo denn?

Vor allem am Arbeitsmarkt. Die Arbeitslosigkeit wird in den meisten Ländern weiter ansteigen, auch in der Schweiz.

Obwohl die Wirtschaft offenbar wieder anzieht?

Die zweite Jahreshälfte wird zwar sicher besser als die erste. Eine konjunkturelle Delle im nächsten Jahr will ich aber nicht ausschliessen. Wir werden in den nächsten zwei bis drei Jahren sowohl bei den Preisen als auch bei den Löhnen eine Abwärtsspirale erleben. Das kann man ja in der Schweiz bereits beobachten.

Also können Sie an der Konjunkturfront noch keine Entwarnung durchgeben?

Der Kreditkanal ist nach wie vor verstopft. Deshalb harzt es mit der Wirtschaft. Zudem fallen in den Vereinigten Staaten und in Deutschland im nächsten Jahr wichtige Konjunkturstützungsmaßnahmen weg. Schliesslich könnte die Europäische Zentralbank zu früh einen restriktiven Kurs

einschlagen und dadurch die Konjunktur abwürgen.

Wie erklären Sie sich denn die relativ optimistische Stimmung in der Wirtschaft?

Die Aufwärtsbewegung wird derzeit durch einen Lageraufbau getrieben. Nur wenn die Endnachfrage nachzieht, wird der Trend dauerhaft sein. Wenn die Konsumenten nicht zugreifen, werden die Unternehmer ihre Lager wieder abbauen.

Muss es nicht fast zwangsläufig höhere Wachstumsraten geben, weil die Amerikaner ihre Wirtschaft mit einer Verdoppelung der Geldmenge aufplustern?

Da wir ein derartiges Wachstum der Geldmenge noch nie gesehen haben, bezweifle ich, dass wir verlässliche Prognosen machen können. In den Monaten September und Oktober hatten wir einen riesigen Kreditmarktkollaps, als Folge des Falls von Lehman Brothers. Ein Unternehmen, das bisher als kreditwürdig galt, war plötzlich nicht mehr da! So einen Schock hat man in Amerika letztmals Anfang der Dreissiger gehabt. Auf der anderen Seite gab es die von Ihnen angesprochene Verdoppelung der Geldmenge, gleichzeitig ein massives Ansteigen der Staatsschuld. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs haben die USA nie mehr eine dermassen hohe Verschuldung gekannt.

Nachdem Volkswirte weder die Rezession noch deren Ausmass vorausgesagt haben, muss man sich allerdings fragen: Wie verlässlich sind die Prognosen der Ökonomen?

Es gab bereits Ende 2007 Warnungen davor, dass Amerika im ersten Quartal 2008 in eine tiefe Rezession schlittern würde. Blind waren die Ökonomen also nicht. Aber ich will meine Gilde nicht nur in Schutz nehmen. Zum dritten und vierten Quartal lagen die Prognosen komplett falsch. Man hat das Ausmass des Rückgangs nicht kommen sehen.

Derzeit streiten sich Ökonomen darüber, ob sich die Konjunktur in Richtung Inflation oder Deflation bewege. Uneinigkeit unter Ökonomen ist man sich gewohnt – aber diesmal scheint der Ton besonders gehässig.

Er ist in der Tat extrem gehässig.

Worauf führen Sie das zurück?

Wir müssen ehrlich sein: Wir stützen uns auf Modelle, die der heutigen Situation nicht mehr gewachsen sind. Wir stehen vor einem Scherbenhaufen der Makrotheorie. Das Positive daran ist bloss, dass wir jetzt wieder einmal wissen, was wir nicht wissen.

Woran kranken denn die Modelle?

Die meisten makroökonomischen Modelle tun so, als würde der Bankensektor keine Rolle spielen. Sie klammern ihn aus. Deshalb funktionieren die Modelle nur bei schönem Wetter. Es braucht folglich eine völlig neue Theorie, die auch Finanzmärkte integriert.

Was müsste sie denn berücksichtigen?

Wir müssten Konzepte wie rationale Erwartungen, die Annahme der vollständigen Information oder die These, dass Märkte effizient sind, über Bord werfen, weil sie nicht mehr adäquat sind. Solche Theoriedebakel passieren uns Ökonomen übrigens im Schnitt alle dreissig Jahre. Als die klassische Theorie in den dreissiger Jahren versagte, wurde sie durch die keynesianische Revolution abgelöst. In den siebziger Jahren erwies sich das Gerüst von Keynes aber als untauglich und musste durch die neoklassischen Konzepte ersetzt werden. Später kam Robert Lucas mit seiner Theorie der rationalen Erwartungen, die sich jetzt ebenfalls als falsch erweist. Wir müssen jetzt etwas völlig Neues erfinden. Zudem müsste die Ökonomie vom Anspruch abrücken, eine Wissenschaft zu sein.

Es überrascht, vom Chefökonom der UBS ein so vernichtendes Urteil über die Volkswirtschaftslehre zu hören.

Nehmen Sie die Physik als Beispiel einer induktiven Disziplin. Physiker schauen sich Daten an, bauen darauf gestützt eine Theorie, und wenn ein anderer Forscher mit einem anderen Datensatz kommt, der die bisherige Theorie verwirft, wird nach einer neuen Theorie gesucht. Bei uns Ökonomen ist das anders. Wenn wir eine Theorie gefunden haben, suchen wir nach einem Datensatz, der die Theorie bestätigen soll. Aber wir würden nie eine Theorie verwerfen. Deshalb sollten wir nicht den gleichen Wissenschaftsanspruch anmelden wie die Physiker. Wir sind zwar in der Lage, grandiose Formeln hinzuklatschen, und dann sind alle beeindruckt. Aber eine Falsifizierung findet bei uns nicht statt, will sagen: Nie würden wir es wagen, zu sagen, das Modell sei aufgrund der Daten zu verwerfen.

**Wie müsste denn das neue Makromodell aussehen, das verlässlichere Prognosen erlauben würde?**

Ökonomen müssten vermehrt Elemente der Psychologie berücksichtigen, eine Finanztheorie in die Modelle integrieren, die nicht davon ausgeht, dass wir computergesteuerte, optimierende Menschen sind.

**Das tönt fast, als wollten Sie in den Modellen irrationales Verhalten abbilden.**

Menschen mögen irrational handeln, aber es ist eine Irrationalität, die vorhersehbar ist. Der Mensch macht Fehler, aber man kann sie beobachten und analysieren. Zudem braucht es in den ökonomischen Modellen mehr Intuition, aber auch Geschichtsverständnis. Mich überrascht es immer wieder, wie wenig meine Berufskollegen über Geschichte wissen, zum Beispiel über die dreissiger Jahre in den USA.

**Was entgeht ihnen dadurch?**

Die Amerikaner haben bis heute eine Riesenangst vor einer grossen Depression. Sie werden deshalb alles daran setzen, um eine Wiederholung der Wirtschaftskrise zu vermeiden. In Europa setzt man hingegen andere Prioritäten, gerade auch wegen der Geschichte. Hier sieht man eine Hyperinflation als grössere Gefahr, wie man das vor allem in Deutschland in den zwanziger Jahren erlebt hat. Deshalb gehe ich davon aus, dass die Zentralbanken unterschiedlich reagieren werden.

**Wie denn?**

Die Europäische Zentralbank wird eher bereit sein, weniger Wachstum in Kauf zu nehmen, um die Inflationsrisiken einzuschränken. In Amerika wird das Fed vermutlich den Bogen überspannen und in den nächsten zwei bis drei Jahren relativ hohe Inflationsraten hinnehmen, um dadurch

eine Wirtschaftskrise abzuwenden. Viele Debatten, die uns heute beschäftigen, sind ja schon einmal geführt worden. Wenn man jetzt zum Beispiel die Regulierung der Banken fordert, ist das nichts Neues. Man hat sie in den siebziger und achtziger Jahren dereguliert. Und jetzt geht man wieder in die andere Richtung. Die Finanzkrise führt zur Rückkehr des Staates.

**Wie beeinflusst das die Konjunktur?**

Nachdem in den vergangenen Jahren die Meinung dominiert hat, der Staat solle nicht intervenieren, meldet er sich jetzt zurück, und zwar nicht als internationales Gremium, sondern als Nationalstaat. Als Konsequenz der Finanzkrise erwarte ich deshalb eine Drosselung der internationalen Kapitalflüsse, weil eben die Banken nicht auf internationaler Ebene reguliert werden. Für die Weltwirtschaft wird das enorme Konsequenzen haben, indem es den Aufschwung verzögert.



**Andreas Höfert** ist seit Mai dieses Jahres Chefökonom der UBS und Chef des Wealth Management Research. In den neunziger Jahren hat er für die KOF, die Konjunkturforschungsstelle der ETH, gearbeitet.

# DER WAHRE EIDGENUSS



Cremig. Mild. Mampfig.

Gepflegt mit Wein.

Die Höhlengereiften.

Alpenkräuter-Genuss.



www.emmi-eidgenuss.ch

Mit den vier veredelten Käsespezialitäten von Emmi erleben Sie den wahren Eidgenuss. Lassen Sie sich von den individuellen Geschmackserlebnissen kulinarisch verführen. Jetzt mit Wettbewerb auf jeder Packung!

**WIN: 3 ALPENFLÜGE  
UND 12 000 EXKLUSIVE  
«EIDGENUSS»-WEINE**

**SCHULER**  
SEIT 1870

# Held der Herzen

«Erhobenen Hauptes» will Präsident Lula da Silva Brasilien in den Kreis der grossen Nationen führen. Doch er selbst ist das grösste Hindernis, um dieses Ziel zu erreichen. Zu den dringend nötigen Reformen fehlt dem beliebten Charismatiker der Mut. *Von Ruedi Leuthold*

«Mein Mann!», meinte US-Präsident Barack Obama begeistert, als er Lula beim G-20-Gipfel in London traf. «Ich liebe ihn: der populärste Politiker des Planeten.» Und recht hat er. Lula da Silva geniesst Zustimmungsraten wie selten ein Politiker in seiner zweiten Amtszeit, und weder die Wirtschaftskrise noch politische Skandale im eigenen Land können seiner Beliebtheit etwas anhaben. Im Gegenteil: Je mehr Unsinn er verzapft, desto populärer wird er.

Zu Beginn der Finanzkrise beruhigte er die Bürger mit den Worten, was im Ausland ein Tsunami sei, werde in Brasilien als kleines Stürmchen ankommen. Als der Sturm dann mit Wucht einfuhr, gab er die Schuld daran «weissen Leuten mit blauen Augen». Nur um wenig später dem britischen Premier Gordon Brown zu gestehen: «Als Gewerkschaftsführer gab ich der Regierung die Schuld, als Oppositionsführer gab ich der Regierung die Schuld,

als ich an die Regierung kam, gab ich den Europäern und den Amerikanern die Schuld.»

Dreimal Lula: spontan, authentisch und opportunistisch bis zur Selbstverleugnung. Es gibt Doktorarbeiten von Linguisten, die versuchen, das Geheimnis seiner Rhetorik, den Zauber seiner Metaphern zu entschlüsseln, mit denen er die Herzen der Wähler gewinnt. Sie haben nicht mehr herausgefunden, als dass Lula dem Volk keinesfalls nach dem Mund redet. Er ist das Volk, denkt und redet wie seine Mehrheit.

## «Ich regiere besser»

In Brasilien wissen 50 Prozent der Bevölkerung nicht, wo ihr eigenes Land liegt, 84 Prozent haben keine Ahnung, wo sie Argentinien suchen müssen, 94 Prozent sind unfähig, auf einer Weltkarte Frankreich zu orten. Um eine schlaue Antwort sind sie trotzdem nie verle-

gen. Fernando Henrique Cardoso, Lulas Vorgänger im Amt, ein Intellektueller, hat es einmal gewagt, Lulas magere Schulbildung anzugreifen. «Wir wollen gebildete Brasilianer», sagte er, «die nicht von jemandem angeführt werden, der die Bildung verachtet, eingeschlossen seine eigene.» – «Es ist wahr, dass Cardoso viel länger studiert hat als ich», antwortete Lula, um dann trocken anzufügen: «Dafür regiere ich besser.»

Das stimmt vielleicht sogar, aber nur deshalb, weil Lula genau die orthodoxe Wirtschaftspolitik seines Vorgängers weiterführte, die er als Oppositionsführer immer verdammt hatte. Nach fünfzehn Jahren wirtschaftlicher Stabilität und dank steigenden Rohstoffpreisen war Brasilien mit 280 Milliarden Dollar Devisenreserven und hohem Binnenkonsum gut aufgestellt, als die Finanzkrise ausbrach. Jetzt gilt Brasilien zusammen mit Indien,



«Dafür regiere ich besser»: Präsident Lula da Silva.

China und Russland sogar als Hoffnungsträger und Motor für den Wiederaufschwung der Weltwirtschaft. Für Präsident Lula da Silva das Signal, Brasilien endlich jenen gebührenden Platz auf jener Weltkarte zu sichern, die seinem Volk zum grössten Teil unbekannt ist. Es gibt nur ein Hindernis, und das ist der Präsident selbst mit seinem überbordenden Charme und Charisma.

Um zu erläutern, was die brasilianische Herzlichkeit ausmacht, muss ich die Geschichte mit Ricardo erzählen, Taxifahrer in Rio de Janeiro. Ich rief ihn Ricardo, er nannte mich Senhor. Nach zahlreichen Fahrten durch die wildesten Viertel der Stadt, in denen es beiderseits zu intimen Geständnissen kam – er ist seiner Frau treu, und ich glaube ihm –, folgte ich meinem demokratischen Gewissen und bat ihn, mich künftig ebenfalls beim Vornamen zu nennen.

Als ich ihn das nächste Mal sah, begrüßte er mich freudig mit «Doutor». Das war nun zwar nicht die erwartete, aber irgendwie doch eine Wendung zum Besseren, die mir aber auch zu verstehen gab, dass der Mann nicht interessiert war, an einem Verhältnis etwas zu ändern, das es ihm erlaubte, mich hin und wieder ohne schlechtes Gewissen übers Ohr zu hauen. Er zog es vor, wenigstens formell die Rolle des Be-

diensteten einzunehmen und mit ihr weiterhin diese fröhliche Impertinenz zu pflegen, die ihn davon entbindet, sich eine Verantwortung aufzuladen, die möglicherweise nur Ärger bringt.

### Verkörperung Brasiliens

Der Herzlichkeit unserer Beziehung tat dies keinen Abbruch. Ich lernte, dass in einem System, das die Sklavenzeit noch nicht richtig überwunden hat und in dem weiterhin symbiotische Abhängigkeiten zwischen Arm und Reich, Herr und Diener existieren, demokratische Umgangsformen nicht unbedingt zum Vorteil gereichen. Hinter der charmantesten Rhetorik stecken Absichten, die man erst entschlüsseln muss. Meistens geht es darum, Zustände zu erhalten, die vielleicht etwas obskur sind, deren Spielregeln aber wenigstens erprobt sind. Inácio Lula da Silva, die Verkörperung Brasiliens, ist das beste Beispiel dafür.

Seine Geschichte ist eben verfilmt worden. Geboren am 27. Oktober 1945, siebtes Kind einer armen Familie im Nordosten des Landes. Kurz vor seiner Geburt reiste der Vater nach São Paulo, schleppte Kaffeesäcke im Hafen von Santos. Fünf Jahre später sah er seinen Sohn zum ersten Mal, weitere fünf Jahre später folgte die Familie nach São Paulo; die Reise auf

Lastwagen dauerte dreizehn Tage. Mit zehn ging der zukünftige Präsident in die Primarschule, mit fünfzehn begann er, in der Fabrik zu arbeiten, besuchte nebenbei einen Kurs als Dreher. Seine erste Frau und sein erstes Kind starben in einem öffentlichen Spital, Opfer ärztlicher Fahrlässigkeit. Als Gewerkschaftsführer forderte er die Militärregierung mit Streiks heraus, verbrachte 31 Tage im Gefängnis. Er war Mitbegründer der brasilianischen Arbeiterpartei, und 2002 wurde er, nach drei gescheiterten Anläufen, zum Präsidenten gewählt. Er richtete ein Sozialhilfeprogramm ein, das ihm vier Jahre später die Wiederwahl

---

### Seit dem Ritterschlag durch den US-Präsidenten kennt seine Zuversicht keine Grenzen mehr.

---

sicherte: Er wurde mit grosser Mehrheit von der armen Bevölkerung im Nordosten des Landes gewählt – im Industriegürtel von São Paulo hätte er die Wahlen verloren.

Jetzt schwimmt Lula in einem Meer von Zustimmung, und seit dem Ritterschlag durch den neuen amerikanischen Präsidenten kennt seine charmante Zuversicht keine Grenzen mehr. Als eine Maschine der Air France über



Die geheimnisvolle Kraft: Lula-Wahlplakat.

dem tiefen Ozean abstürzte und sich die ganze Welt fragte, ob man deren Blackbox je finden würde, benützte er diskret die Gelegenheit, um auf Brasiliens neue Rolle als Ölmacht zu verweisen: «Wer in 4000 Meter Tiefe Erdöl findet, der findet auch eine Blackbox.»

Das war etwas geblufft und nicht unbedingt

---

## Statt für mehr Sicherheit zu sorgen, verlangt er von der Welt die Olympischen Spiele.

---

geschmackvoll, gehörte aber zur neuen Mission des Präsidenten: sein Land von den Gefühlen der Minderwertigkeit befreien. Das ist die geheimnisvolle Kraft, die er mit seinem Volk teilt und die ihn zur verehrten Identifikationsfigur macht: der unverhohlene Wunsch nach Aufstieg und Anerkennung.

Als Lula neulich in Genf weilte, bewarb er die Kandidatur von Rio de Janeiro als Olympiastadt 2016. «Unsere Wirtschaft ist erstarkt», sagte er, «die Olympischen Spiele sind die Möglichkeit, auch das Selbstwertgefühl des Volkes zu stärken.» Auf die Kriminalität in Rio angesprochen, versicherte Lula in charmantestem Brasilianisch: «Bei uns gibt es keine Bomben, keine Attentate, keinen Terrorismus. Was in München passierte, wird hier nie passieren. Wenn es einen sicheren Ort gibt für die Olympischen Spiele, dann ist es Rio den Janeiro.» Gegenwärtig wird in Rio de Janeiro alle drei Stunden ein Mensch umgebracht.

Von Genf reiste der brasilianische Präsident direkt ins russische Jekaterinenburg, um mit den Kollegen aus Russland, Indien und China die Grundlagen einer neuen Weltordnung zu besprechen, in der die Schwellenländer mehr

Gewicht haben sollen. Dort vernahm er von den Protesten gegen den Wahlsieg Achmadi-nedschads. Wie es seine Art ist, plauderte Lula drauflos: «Der Sieg ist zu gross, als dass ein Betrug vorstellbar wäre. Aber es ist Mode geworden, dass die Verlierer protestieren. Ich selber habe nach einer Niederlage schon demonstriert. Es ist, wie wenn Flamengo gegen Vasco spielt. Nach dem Spiel gehen die Verlierer auf die Strasse.» In der Hoffnung auf einen permanenten Sitz im Sicherheitsrat der Uno pflegt Brasilien auch zu Menschenrechtsverletzungen im Sudan und in Nordkorea zu schweigen.

### Von Chávez distanziert

Aber wenn dieser Mensch etwas gelernt hat in seinem Leben, dann ist es wohl das, dass keinem etwas geschenkt wird, der von unten kommt und nach oben will. Und mit seiner höchst pragmatischen Politik hat er Erfolge vorzuweisen. Die Banken in Brasilien verdienen so viel wie nirgends auf der Welt, die sozialen Bewegungen, vom Staat subventioniert, halten sich ruhig. Von den Zielen seiner linken Parteigenossen hat er sich ebenso distanziert wie von den radikalen Amtsgenossen Chávez und Morales, kraft seines Charmes und ohne jeden Anschein des Verrats. Mit seiner robusten Art, die Abholzung der Amazonaswälder als Teil der Entwicklung und des Fortschritts zu erklären, steht er ohnehin den nationalistischen Militärs näher, die ihn einst einsperrten, als dem urbanen, intellektuellen Vorgänger Cardoso, der sich an der europäischen Sozialdemokratie orientierte.

So viel pragmatische Flexibilität hat allerdings ihren Preis. Das machte die Plauderstunde deutlich, zu der sich Lula bemüssigt sah, als

er in Jekaterinenburg zusammen mit dem Russen Medwedew, dem Chinesen Hu Jintao und dem Inder Singh an einer neuen, multipolaren Weltordnung bastelte. Zu Hause in Brasilien machte wieder einmal ein Politskandal die Runde. Im Mittelpunkt stand der Senat, der aus 81 Mitgliedern besteht und der, wie sich herausstellte, über 10 000 Angestellte auf der Lohnliste hat. Darunter mindestens 10 Leute aus der Familie seines Präsidenten José Sarney.

«Der Senatspräsident», so Lula verabsolutierend aus Sibirien, «hat genug Geschichte gemacht in Brasilien, um nicht wie ein gewöhnlicher Bürger behandelt zu werden.» Sarney gehört zur Aristokratie im armen Nordosten, wo halbfeudale Strukturen den Fortschritt des ganzen Landes hemmen. Er gehörte zu den zivilen Stützen der Militärdiktatur, wurde danach Präsident, weil der gewählte Staatschef vor Amtsantritt verstarb. Damals bezeichnete Lula ihn als einen der grössten Diebe des Landes.

Nur hat sich mit ihm die Gewerkschafts-aristokratie aus São Paulo mit den alten Eliten verbündet. Gemeinsam regieren sie Brasilien nach dem Motto der traditionellen Machtausübung: für die Freunde – alles. Für die Feinde – das Gesetz. Auf der Strecke blieb eine politische Reform, die das Land ebenso nötig gehabt hätte wie das Abtragen sozialer Schulden.

Die grossen Übel Brasiliens wuchern unter Lula weiter: Korruption und Bürokratie. Während in der Schweiz nach Angaben der Weltbank ein mittlerer Betrieb jährlich sechzig Stunden aufwendet, um seine Steuerformalitäten zu erledigen, sind es in Brasilien 2600 Stunden. Politik ist unter Lula ein erpresserisches Schachern um staatliche Pfründen, sie kennt, wie der Präsident, keine Prinzipien, nur den Aufstieg.

Einem Mitglied des nationalen Parlaments ist es gelungen, innert zweier Jahre vierzigmal auf Staatskosten privat ins Ausland zu fliegen, meistens mit Frau und Kindern. Senatspräsident Sarney, Grossgrundbesitzer und Multimillionär, der Mann, den man nicht wie einen gewöhnlichen Bürger behandeln darf, liess sich nicht nur eine Wohnung in Brasilia finanzieren, auch der Hausverwalter seiner Tochter wurde vom Staat bezahlt. Wer will denn nun einem Polizisten in Rio de Janeiro beibringen, dass es nicht besonders ethisch ist, im Nebenjob Leute zu entführen und Schutzgeld zu erpressen.

Inácio Lula da Silva hat nicht den Mut, alte Privilegien zu beschneiden, und er hat nicht die Vision, das politische Milieu zu reformieren, in dem er selber gross wurde. Auch sichere Strassen und eine hilfsbereite Verwaltung könnten das Selbstwertgefühl seiner Bürger ungemein stärken. Aber Lula verlangt von der Welt die Olympischen Spiele. Mit seiner ganzen fröhlichen Impertinenz. ○



Basteln an einer neuen Weltordnung: Lula (l.) am BRIC-Gipfel in Jekaterinenburg.



Essay

## Doping gegen die Langeweile

Das Tennis ist zur Aufschlagschlacht verkommen. Im Fussball dominieren ein paar wenige Starklubs. Um wieder mehr Spannung in den Sport zu bringen, braucht es neue Regeln.

Von Bruno S. Frey

**L**angeweile herrscht. Im Tennis werden kaum mehr Bälle gewechselt, es findet stattdessen eine Aufschlagschlacht statt. Die Turniere sind sogar so angelegt, dass die besseren Spieler erst am Ende aufeinandertreffen. Zuvor müssen sich die Zuschauer (und die Spieler) über die Vorrunden quälen, in denen es kaum Überraschungen gibt. Wenn einmal ein besserer gegen einen schlechteren Spieler verliert, liegt es meist am Verletzungspech. Im Fussball ist es nicht viel anders: Ein paar wenige Klubs dominieren mit ihrem Geld und ihren Stars das Geschehen.

Die heute geltenden Regeln machen Sportveranstaltungen langweiliger, als sie sein müssten. So werden den Spielern im Tennis beim Aufschlag nach wie vor zwei Versuche zugestanden. Der zweimalige Versuch soll Freizeitspielern helfen, die für sie schwierige Aufgabe des Aufschlags zu bewältigen. Für Profis ist diese Regel jedoch lächerlich. Die Beschränkung auf einen Aufschlag würde zu vorsichtigerem Aufschlagverhalten und damit zu längeren Ballwechseln führen. Beim Fussball findet heute bei Gleichstand nach der Verlängerung ein Penaltyschiessen statt. Diese Regel entfernt die Entscheidung völlig vom Spiel mit dem laufenden Ball, die doch die Magie dieses Sports ausmacht.

### Echte Herausforderung für alle

Sport könnte wieder fesselnder werden, wenn die Sportler (und Mannschaften) zu Beginn auf das gleiche Niveau gestutzt würden: Die schlechteren Spieler werden begünstigt, indem die besseren Spieler mit einem Handicap belastet werden. Damit wird jede Begegnung zu einer echten Herausforderung, und die Spannung steigt für alle.

Für das Tennis könnte ein Handicap zum Beispiel folgendermassen aussehen: Bei jedem Spieler werden die drei letzten Spiele betrachtet, die in der gleichen Kategorie (also zum Beispiel bei WTA-Turnieren) stattfanden. Damit würde verhindert, dass Spieler einen Anreiz hätten, zuvor schlecht zu spielen, um danach unverdient begünstigt zu werden.

Jeder Satz könnte mit 4:0 zugunsten der schlechteren Spielerin B beginnen. Nun müsste sich die bisher bessere Spielerin A mächtig anstrengen, um zu gewinnen. Der Ausgang der Partie wäre völlig offen, der

Mehrgewinn an Spannung für die Zuschauer gewaltig.

Selbstverständlich sind andere Versionen eines Handicaps möglich. So könnten etwa die offiziellen Ranglisten dazu dienen, den Vorsprung eines Spielers festzusetzen. Damit würden die meist absehbaren, mehrheitlich langweiligen Vorrunden kräftig aufgepeppt.

In einigen Sportarten sind Distanzvorgaben sinnvoll. Bei einem Skirennen müsste ein besserer Fahrer eine entsprechend längere Strecke als ein weniger gut eingestufte Fahrer zurücklegen. Oder bei gleicher Streckenlänge



*Aufschlagschlacht:* Tennis-Profi Andy Roddick.

müssten die besseren Fahrer einige Sekundenbruchteile zuwarten, bevor sie ihr Rennen aufnehmen dürften. Möglich wäre auch, das Handicap auf die erreichte Zeit zu addieren. Ähnliche Distanz- oder Zeitvorteile könnten für Verfolgungsrennen beim Radfahren, beim Schwimmen und in der Leichtathletik eingeführt werden. Wäre es nicht aufregend, zu beobachten, ob Bekele bei einem Rennen über 10 000 Meter es schafft, sein auferlegtes Handicap zu überwinden?

Handicaps erzeugen Spannung und sind für die Zuschauer vor Ort und am Fernsehen attraktiv. Der Nachteil (oder ist es nicht doch

ein Vorteil?) wäre allerdings, dass der Starkult gedämpft wird, weil nicht mehr die «absolute» Leistung zählt. Werden Handicaps verwendet, sind diejenigen Sportler besonders erfolgreich, die sich am meisten verbessern. Die Zuschauer könnten sich ebenso dafür begeistern und die entsprechenden Sportler als Stars bewundern.

Der hier unterbreitete Vorschlag, Handicaps einzuführen, damit Sportveranstaltungen wieder interessanter werden, wird manchen Lesern seltsam und möglicherweise sogar verrückt vorkommen. Handicaps sind jedoch in einigen angesehenen Sportarten durchaus üblich. Die Handicaps beim Golf sind wohlbekannt, sie existieren aber auch beim Polo, bei Pferderennen und bei einigen Segelregatten. Wohl nicht zufällig zählen typisch englische Sportarten dazu, denn in der englischen Kultur ist Fairness im Sinne gleicher Ausgangschancen äusserst wichtig.

In den Vereinigten Staaten gilt bei vielen Sportarten (wie Basketball, Baseball, Football oder Eishockey) ein Handicap auf der Ebene der Klubs. Die schwächsten Vereine dürfen zuerst Nachwuchsspieler für ihre Mannschaften rekrutieren, was sie gegenüber den erfolgreicheren Vereinen besserstellt.

Die das Geschehen bestimmenden internationalen Sportverbände werden die Idee des Handicaps vermutlich in Bausch und Bogen verwerfen. Ihre Daseinsberechtigung besteht schliesslich darin, wie kleine Fürsten über ihre Reiche zu herrschen. Umso weniger gerne lassen sich die Sportfunktionäre von aussen belehren.

Doch vielleicht sorgt die herrschende Langeweile selbst für eine Wende, wenn sich das Publikum von spannungslosen Sportsendungen massenhaft abwendet. Den TV-Stationen gingen Reklameeinnahmen verloren, und die Programm-Macher würden entsprechend mehr Druck machen, damit die Regeln geändert würden. Nur so käme Bewegung in die erstarrte Welt der Sportverbände.

**Bruno S. Frey** ist Professor für Wirtschaftswissenschaften an der Universität Zürich und Forschungsdirektor von CREMA, Center for Research in Economics, Management and the Arts in Basel.

# «Wir sind nationale Geschöpfe»

Sind die Tage der Weltmacht USA gezählt? Der britische Historiker Andrew Roberts über die lange Dominanz der englischsprachigen Nationen und die Gründe, warum konservative Regierungen besser sind. Von Hanspeter Born und Gunnar Knechtel (Bild)

**Wie kommt es, dass die englischsprachigen Nationen – zuerst das Vereinigte Königreich, dann die Vereinigten Staaten von Amerika – in den letzten zwei Jahrhunderten die Welt dominiert haben?**

Es half ihnen, dass sie im Krieg gegen Napoleon auf der Siegerseite standen. 1815 bedeutete das Ende der französischen Vorherrschaft. Aber der Krieg gegen Napoleon wurde nicht von den englischsprachigen Nationen gewonnen, sondern von den Russen. Wenn man bedenkt, dass Napoleon 1812 in Russland mit 600 000 Soldaten eindrang und dass keine zwei Jahre später die Russen in Paris einmarschierten, dann zeigt dies das Ausmass des russischen Siegs. Trotzdem schufen die Russen nicht ein russischsprachiges Jahrhundert, stattdessen fiel die Vorherrschaft an uns. Dies ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, dass die Ressourcen Amerikas genau zu der Zeit ins Spiel kamen, als die Briten sich als ein Empire zu fühlen begannen, was sie vor 1815 nicht taten. Die englischsprachigen Länder begannen die Güter zu produzieren, welche die Welt wollte, und dies zu Preisen, die der Rest der Welt sich leisten konnte.

**Kann man die Wurzeln der Vorherrschaft der englischsprachigen Völker nicht schon bis ins 18. Jahrhundert und bis zur industriellen Revolution zurückverfolgen? Spielten nicht britischer Erfindungsgeist und britisches Unternehmertum eine entscheidende Rolle?**

All dies hätte nichts bewirkt, wenn es sich nicht in einem liberalen Freihandelsrahmen hätte entwickeln können, wenn nicht Grossbritannien eine wirtschaftliche Laissez-faire-Haltung der Welt aufgezwungen hätte. Napoleon beabsichtigte dies mit dem sogenannten kontinentalen System, das er 1806 einrichtete, zu verhindern, aber er konnte nicht verhindern, dass die Leute britische Produkte wollten.

**Und wie zwangen die Briten dem Rest der Welt ihr Freihandelsregime auf?**

Sie zwangen es ihrem Empire auf. Sie stellten sicher, dass sie Rohmaterialien zum Selbstkostenpreis beziehen konnten. Obschon andere Staaten – wie beispielsweise Deutschland und Österreich – versuchten, Zollbarrieren zu errichten, waren diese nie von Dauer, weil es in der menschlichen Natur liegt, Güter und Dienst-

leistungen zum billigstmöglichen Preis zu erhalten.

**Güter und Dienstleistungen, die jetzt die Welt von den Vereinigten Staaten bezieht?**

Tut die Welt das wirklich? Kriegt sie die Güter heute nicht aus China?

**Nicht aber im 20. Jahrhundert.**

Im 20. Jahrhundert übernahmen die Amerikaner – zusammen mit dem Geist des Freimarktkapitalismus – die Führung von den Briten und wurden zur grössten Weltmacht. Man kann sich über das Datum streiten: Ich würde sagen 1943, 1944. Die USA sind immer noch die führende Macht, aber man sieht, wie ihre Stellung bedroht wird, und zwar aus den gleichen Gründen, die zuerst Grossbritannien und dann Amerika die Führungsstellung verschafft haben: Wer verkauft die Güter, welche die Welt kaufen will, zu Preisen, die sie sich leisten kann?

**Ist militärische Macht nicht auch ein entscheidender Faktor?**

Die Tatsache, dass Amerika nicht erobert werden kann, war äusserst nützlich. In den beiden Weltkriegen blieb es unversehrt, während in Europa mit Ausnahme Englands und der Schweiz jedes Land auf irgendeine Weise militärisch betroffen war, was sich natürlich verheerend auswirkte. Eines der erstaunlichsten Dinge im 20. Jahrhundert war die Geschwindigkeit, mit der Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg auf die Bühne zurückkehrte und sich wieder als eine grosse Wirtschaftsnation etablierte.

**War nicht schon das deutsche Comeback nach dem Ersten Weltkrieg erstaunlich, wenn man bedenkt, dass Deutschland nur zwei Jahrzehnte nach der Niederlage die ganze Welt bedrohen konnte?**

Das Comeback nach dem Zweiten Weltkrieg war eindrucklicher, weil es nur halb so viele Deutsche gab. Sie schafften es mit ihrem Unternehmungsgeist, ihrer Aggressivität und dem Drang, ihre Produkte zu verkaufen. Die Deutschen sind wirklich ein erstaunliches Volk. In meinem neuen Buch über den Zweiten Weltkrieg, «The Storm of War», beschreibe ich, wie sie, nur fünf Monate nachdem sie in der Heeresgruppe Mitte in Russland im Juli und August 1944 381 000 Soldaten verloren hatten, fähig waren, in den Ardennen eine Offensive mit 49 Divisionen durchzuführen. In tiefstem Winter und Schnee, mit Scheinwerfern, die von den Wolken zurückblendeten, um Tageslicht

zu erzeugen, überraschten sie die Alliierten mit einem Angriff, wobei alle Befehle nicht per Funk, sondern von Hand weitergegeben wurden, so dass die alliierten Geheimdienste keine Ahnung hatten. Sie gelangten beinahe zur Meuse und spalteten Amerikaner und Briten. In jener Phase des Krieges so etwas zu unternehmen, ist eine unglaubliche Leistung. Als Historiker sollte man nie das Wort «unvermeidlich» gebrauchen, ausser offenbar für deutsche Gegenangriffe im Zweiten Weltkrieg – die waren unvermeidlich. Gewissermassen eine Selbstverständlichkeit.

**Wieso?**

Es muss etwas mit der nationalen Psyche zu tun haben. Nach 1945 wurde diese Form der Aggression aus dem deutschen Volk herausgebrannt – Gott sei Dank.

**Hat der Aufstieg der englischsprachigen Völker etwas mit der «Volkspsyche» zu tun?**

Die Viktorianer hatten ein ungeheures Selbstvertrauen, eine *can do*-Ethik, eine Anpackungsmentalität, die im 19. Jahrhundert ebenso stark war wie die amerikanische *can do*-Ethik im 20. Jahrhundert. Diese Ethik ist am Abflauen, weshalb die chinesische und auch die indische *can do*-Ethik nun diesen Ländern Auftrieb gegeben haben.

**Welche Anzeichen sehen Sie dafür, dass der Unternehmungsgeist und die Anpackermentalität in den englischsprachigen Völkern sich abschwächen?**

Es gibt viele Grundhaltungen, welche diesen Geist dahinschwinden lassen. Wenn ich das heutige Grossbritannien anschau, sehe ich eine Nation, die ängstlich und besorgt ist, in der sich alles um soziale Sicherheit dreht.

**Sie schreiben, dass man dereinst, wenn eine andere Macht die Vorherrschaft auf der Welt ausüben werde, diesem «äusserst anständigen, ehrlichen, grosszügigen, fair denkenden und selbstaufopfernden Imperium» der englischsprachigen Nationen nachtrauern wird.**

(Lacht) Wunderbar formuliert.

**Und sehr triumphalistisch.**

Überhaupt nicht. Ich sage ja, dass dieses Imperium zum Ende kommen wird.

**Ja, aber Sie beschreiben dieses Imperium als völlig gutartig. Ich glaube nicht, dass viele Leute in Deutschland, Frankreich, Japan diese Einschätzung teilen.**

Man muss sich fragen, ob die Kritik an uns in diesen Ländern nicht davon herrührt, dass sie auf der Verliererseite standen. Franzosen,



«Ich glaube, dass Präsident Obama viele enttäuschen wird, die ihn heute anhimmeln.»: Historiker Roberts.



Deutsche, Japaner wären alle liebend gerne die Vormacht auf der Welt in den letzten beiden Jahrhunderten gewesen. Sie scheiterten beim Versuch, es zu werden, und so bleibt ein gewisser Neid gegenüber der Nation, die das Sagen hat. Man darf nicht vergessen, dass die englischsprachigen Nationen sich während sechzig Jahren mit den Franzosen und Deutschen zusammentaten, um zu verhindern, dass die Russen die dominierende Macht auf der Welt würden. Ein Echo dieser grossen multilateralen Allianz sehen wir heute noch in Afghanistan, wo deutsche und französische Truppen stationiert sind. Historisch gesehen, haben die Deutschen und Franzosen seit dem Zweiten Weltkrieg generell unterstützt, was die englischsprachigen Völker zu erreichen versuchten. Die Schweizer übrigens auch.

**Auf sehr bescheidene Weise. Erklären sich die Vorbehalte von Franzosen, Deutschen und Italienern gegenüber der englischsprachigen Vorherrschaft nicht eher kulturell als politisch. Viele ärgern sich über die kulturelle Dominanz der Amerikaner auf zahlreichen Lebensgebieten.**

Diese kulturelle Dominanz der Amerikaner gibt Franzosen, Deutschen, Italienern und andern aber auch ein gewisses kulturelles Überlegenheitsgefühl, obschon sie genau wissen, dass die Musik, die die Leute hören, die Filme und Fernsehsendungen, die sie sich anschauen, die Kleider, die sie tragen, das Essen, das sie einnehmen, amerikanisch sind. Alle diese Vorlieben für amerikanische Dinge werden von den kontinentaleuropäischen Intellektuellen verachtet. Diese Verachtung ist ein kleiner Preis, den die englischsprachigen Völker für ihre kulturelle Hegemonie bezahlen,

---

**«Franzosen, Deutsche, Japaner wären alle gerne die Vormacht auf der Welt gewesen.»**

---

solange es ihnen egal ist, was die andern über sie denken. Unglücklicherweise sorgen sich allzu viele Amerikaner zutiefst darüber, was andere von ihnen halten.

**Dies gilt weniger für die Engländer.**

Es gilt weniger für die Engländer, weil wir schon viele Jahrhunderte mit Franzosen und Deutschen zu tun gehabt haben und nicht erwarten, dass diese unsere Busenfreunde werden.

**Ich zweifle sehr, dass die amerikanischen und auch die britischen Intellektuellen Ihre positive Einschätzung der englischsprachigen Weltherrschaft teilen.**

Sie hassen mein Buch. Die Besprechungen waren niederschmetternd. Je näher ein Rezensent der linksliberalen Intelligenzija

stand, desto negativer war die Kritik. Es gab auch sehr lobende Rezensionen von Leuten, die nicht von dieser schrecklichen präventiven kulturellen Kriecherei («pre-emptive cultural cringe») in Mitleidenschaft gezogen worden sind, die unter unseren Intellektuellen und Akademikern grassiert.

**Auf dem europäischen Kontinent verschlingt man amerikanische Autoren wie Noam Chomsky, welche den Imperialismus der USA in Grund und Boden verdammen.**

Chomsky und andere «selbsthassende» amerikanische Autoren haben in Kontinentaleuropa eine sehr gute Presse, weil man hier gerne antiamerikanische Statements von Amerikanern hört und weil diese die eigenen Vorurteile bestätigen. Amerikanische Autoren, die Amerika lieben, Amerika verteidigen, auch Amerikas Fehler zu erklären versuchen und Amerikas Erfolge preisen, werden von den europäischen Intellektuellen gehasst. Mir ist das egal. Ich bin ein bescheidener Wahrheitssucher.

**Immerhin hat die Wahl Obamas viel für Amerikas Image getan.**

Ich persönlich glaube, dass Präsident Obama viele europäische Liberale und Intellektuelle, die ihn heute anhimmeln, enttäuschen wird. Wenn wir davon ausgehen, dass Obama eine zweite Amtszeit zu Ende führen wird, wird der Glanz von seiner Präsidentschaft lange vor 2016 verblasen. Niemand kann so lange Zeit populär bleiben.

**Wird der Glanz deshalb abbröckeln, weil Obama wie alle Präsidenten in erster Linie eine Politik der nationalen Interessen verfolgen wird?**

Schauen wir, was Obama in seiner Aussenpolitik getan hat. Er hat zahlreiche Reden gehalten, wie diejenige in Kairo, in denen er grundlegende Änderungen anzubieten scheint. Effektiv verwandelt er dann aber den Luftstützpunkt Bagram in ein zweites Guantánamo, verhindert die Veröffentlichung der Fotos von Gefangenenmisshandlungen, schickt 17 000 zusätzliche Soldaten nach Afghanistan, um dort einen «Surge» durchzuführen. Er verfolgt wie jeder Präsident, der wiedergewählt werden will, eine Politik des nationalen Interesses. In meinen Augen ist dies eine gute Sache. Mich hat Präsident Obama nicht enttäuscht, weil ich von ihm ohnehin nicht allzu viel erwartete und weil ich kein amerikanischer Steuerzahler bin und nicht für die Verstaatlichung des Gesundheitswesens und der Autoindustrie aufkommen muss. Und weil ich kein amerikanischer Steuerzahler bin, muss ich auch nicht für seine Pläne zur Rettung des Planeten vor globaler Erwärmung bezahlen. Die schleichende Verstaatlichung Amerikas ist zwar für meine amerikanischen Freunde traurig, aber das ist nun einmal so. Die Frage, die sich stellt, ist, ob Obama wiedergewählt

## Andrew Roberts

Der 1963 in London geborene Andrew Roberts studierte in Cambridge Geschichte und hat sich als Autor zahlreicher Geschichtswerke einen Namen gemacht. Auf sein erstes Buch, «The Holy Fox», eine Studie über den einflussreichen Vorkriegsausserminister Lord Halifax, folgten eine preisgekrönte Biografie des viktorianischen Premiers Lord Salisbury sowie zwei Bücher über grosse historische Gegner: «Napoleon & Wellington» (2001) und «Hitler & Churchill» (2003). Sein wohl ehrgeizigstes Unterfangen war «A History of the English-speaking Peoples Since 1900» (2006), das unter anderem von Präsident George W. Bush hoch gelobt, aber wegen seiner kühnen Einschätzungen auch scharf kritisiert wurde. In diesem Jahr erschien «Masters and Commanders» und soeben eine neue Geschichte des Zweiten Weltkriegs, «The Storm of War», vom *Economist* als das «glänzende Buch» eines «höchst selbstbewussten Historikers» gepriesen: «Er bietet stilistische Schreibkunst, zähe Forschung und klare Beweisführung, gepaart mit eindringlichen und ergreifenden Abschweifungen in zerstörte und abgekürzte private Lebensgeschichten.»

wird, wenn die Arbeitslosigkeit weiter hoch bleibt. Wahrscheinlich wird er es, weil es beinahe die Regel ist, dass Präsidenten wiedergewählt werden.

**Die Banken- und Finanzkrise hat Politikern wie Sarkozy Auftrieb gegeben, die sagen, dass das angelsächsische Laissez-faire-Wirtschaftsmodell gescheitert ist und abgelöst werden muss.**

Natürlich war zu erwarten, dass besonders Leute wie Sarkozy dies sagen. Aber wenn man diese Kritiken von einem rein historischen Standpunkt aus beurteilt, sind sie nicht stichhaltig. Der Grund für die Schulden- und vor allem die Hypothekenproblematik in den USA war nicht der freie Markt, sondern das Gegenteil. Der Kongress, insbesondere die Demokraten, zwang Fannie Mae und Freddie Mac [die staatlich subventionierten Hypothekarinstitute], Leuten Hypotheken zu gewähren, die diese sich nicht leisten konnten.

**Dies ist keine Lesart, die auf dem europäischen Kontinent populär ist. Die Europäer verlangen mehr Aufsicht, mehr Regulierung durch die Völkergemeinschaft.**

Dies ist Wahnsinn, denn die Völkergemeinschaft, die nach dem Wiener Kongress 1815 kurz die Welt regierte, bevor das Mächtekonkordat 1822 zusammenbrach, kann dies nicht. Der Völkerbund war ein Desaster, und die Uno war nie imstande, etwas zu

organisieren. Es gibt keine Schablone für ein erfolgreiches gemeinsames Handeln der Weltgemeinschaft. Die Menschen sind nicht so geschaffen. Wir sehen uns nicht als globale Geschöpfe, wir sehen uns als nationale Geschöpfe. Und das ist gut so. Sie können sicher sein, dass eine Weltregierung inkompetenter und ineffizienter sein würde als eine nationale Regierung. Dasselbe gilt für die EU, die weniger erfolgreich ist als nationale Regierungen, wenn es darum geht, für die Bevölkerung Leistungen zu erbringen.

**EU-Anhänger würden sagen, es sei nur eine Frage der Zeit, bis die Europäische Union**

---

**«Bis 2025 wird die chinesische Wirtschaft die amerikanische eingeholt haben.»**

---

**zur erfolgreichen Supermacht werde, die mit den USA, von Gleich zu Gleich, mithalten könne.**

Damit dies geschehen kann, müssen sich die Leute als Europäer fühlen. Dies tun sie jedoch begreiflicherweise nicht. Wenn in grossen Organisationen wie der Sowjetunion oder Jugoslawien die zentrifugalen Kräfte stärker werden als die zentralisierenden, dann geschehen schreckliche Dinge. In Amerika ist dies seit den 1860er Jahren und dem Bürgerkrieg, in dem 600 000 Leute starben, nicht mehr passiert. Die Europäische Union besitzt nicht die Loyalität der Herzen der Bürger. Niemand zieht ihre Flagge, ihre Hymne oder ihre Ziele denjenigen der eigenen Nation vor.

**Aber gerade in nationalistischen Nationen wie Frankreich wird der Europagedanke hochgehalten.**

Dies rührt daher, dass die Franzosen Europa als Instrument sehen, um die eigenen nationalen Interessen voranzutreiben. Wir in Grossbritannien haben dies nie getan. Wir sind konstitutionell nicht in der Lage, Europa als etwas anderes zu betrachten als einen gigantischen Schwindel. So sehen gewöhnliche Engländer die EU. Und wahrscheinlich auch die Schweizer. (*Lacht*) Ihr werdet der Europäischen Union nicht beitreten.

**Das britische Empire hatte tatsächlich seine Verdienste, und dies wird beispielsweise auch von Indern anerkannt.**

Wenn man nach Indien geht, sagen einem das die Leute privat.

**Und wahrscheinlich sind auch die Filipinos den Amerikanern dankbar.**

Wenn die Amerikaner die Philippinen nicht erobert hätten, hätten die Japaner dies getan. In den vier Jahren, in denen sie die Philippinen beherrschten, töteten sie siebzehn Prozent der Bevölkerung. So kann

man sich vorstellen, was geschehen wäre, wenn die Amerikaner die Japaner nicht aus den Philippinen rausgeworfen hätten.

**Alles hat ein Ende, und auch alle Reichen. Es gehört nicht zu Ihrem Geschäft als Historiker, Voraussagen zu machen, aber Sie können Trends erkennen.**

Reiche scheinen eine Lebensdauer zu haben, die immer kürzer wird. Das Römische Reich dauerte sechs oder sieben Jahrhunderte, unser Empire dauerte ungefähr 190 Jahre, die Amerikaner haben sich jetzt 70 oder 80 Jahre lang gut gehalten. Alles geht schneller, weil die Technologie die Entwicklungen beschleunigt. Wer weiss, wer wann die Amerikaner ablöst. China? Indien ist eine Möglichkeit, aber es scheint keine hegemonialen Gelüste zu haben. China kann der Welt nicht die guten Dinge anbieten wie Rechtsstaat, parlamentarische Demokratie, Freihandel, welche die englischsprachigen Völker brachten.

**China bildet heute mehr Naturwissenschaftler, Ingenieure und IT-Spezialisten aus als Amerika und scheint die USA bildungsmässig zu überflügeln. Hat Amerika nicht darin einen Vorsprung, dass es erfindungsreicher ist? Kommen nicht gerade in der Informationstechnologie fast alle neuen Errungenschaften aus den Vereinigten Staaten?**

Aber die Chinesen und auch die Inder sind imstande, alles, was die Amerikaner erfinden, besser und billiger zu produzieren. Es stimmt, dass von den zwanzig besten Universitäten der Welt fünfzehn oder sechzehn in den USA sind, aber die Wissenschaft ist heute so offen und zugänglich, dass alle davon profitieren. Dies arbeitet den Interessen der englischsprachigen Völker entgegen. Wir schufen diese Offenheit mit der Gründung der Royal Society, aber den grossen Nutzen haben andere.

**Nun ist auch heute noch militärische Macht ausschlaggebend. Es scheint, dass bis auf weiteres die Vereinigten Staaten dem Rest der Welt militärisch und militärtechnologisch einen Schritt voraus sein werden.**

Man kann nie wissen, ob China mit seiner viel grösseren Bevölkerung nicht aufholen wird. Stalin sagte: «Am Ende ist Quantität Qualität.» Wenn die sowjetischen Tanks nicht so gut sind wie die deutschen Panzer, aber Russland viel mehr hat, dann wird Quantität zur Qualität. Dies könnte bei China der Fall sein. Bis zum Jahr 2025 wird die chinesische Wirtschaft die amerikanische eingeholt haben. Dies meinen Volkswirtschaftler, denen ich traue.

**Schauen sich diese Volkswirtschaftler auch die Demografie Chinas an, die wegen der Einkindpolitik drohende Überalterung?**

Sie sprechen vom Bruttosozialprodukt, nicht vom Bruttosozialprodukt pro Person. Natürlich gibt es eine ganze Anzahl von

Faktoren, welche den Aufstieg Chinas zur Weltmacht bremsen könnten. Aber die Chinesen haben die Gefahren, die der Entwicklung ihres Landes im Wege stehen können, in den letzten Jahrzehnten sehr geschickt abgewendet.

**Das römische und das britische Weltreich zerfielen, weil sie innerlich geschwächt waren. Sehen Sie Anzeichen für einen innerlichen Zerfall in den Vereinigten Staaten? Schwächen?**

Ich sehe diese Schwächen nicht bloss in Amerika, sondern in der gesamten englischsprachigen Welt, also auch in Kanada, Australien, Neuseeland, auf den Karibischen Inseln. Ich sehe ein intensives ... Haben Sie im Deutschen ein Wort für *navel-gazing*?

**Nabelschau**

Also Nabelschau. Wir scheinen geradezu besessen von Gesundheit und Sicherheit. Dies ist nicht das Kennzeichen eines aggressiven, tatkräftigen Landes. Wir sind besessen von politischer Korrektheit. Eine Nation, die selbstsicher ist statt dekadent, kümmert sich einen Deut um Political Correctness. Wir haben Regierungen der Linken, die dazu neigen, zu regulieren und zu überregulieren. Die Amerikaner haben eine gewählt, wir haben eine hier, die glücklicherweise nicht mehr lange überleben wird, die Australier haben eine Linksregierung gewählt, und überall herrscht das Gefühl, dass der Staat die Antwort ist statt – wie Margaret Thatcher dies sagte – ein Teil des Problems. Auch ein schlechtes Zeichen. Militärisch gesehen – dies gilt für unser Land, weniger für Amerika – führte eine relativ geringe Zahl von in Feldzügen getöteten Soldaten – im Irak waren es 179 und jetzt in Afghanistan 185, also historisch gesehen winzige Zahlen – dazu, dass 47 Prozent der Bevölkerung sich gegen den Krieg selber gewandt haben.

**Gab es nicht schon in den siebziger Jahren sowohl in Amerika wie in Grossbritannien eine ähnliche ängstliche Stimmung, in der sich die Leute Komfort, Sicherheit und staatliche Hilfe suchten und die dann unter Rea-**

---

**«Eine Nation, die selbstsicher ist statt dekadent, kümmert sich nicht um Political Correctness.»**

---

**gan und Thatcher überwunden wurde? Ist es nicht denkbar, dass die von Ihnen gesehenen Schwächen vorübergehend sind?**

Dies waren schlimme Zeiten, und tatsächlich wurde alles besser. Alles lässt sich in der Politik wieder gutmachen. Gerade im Westen ist es oft so, dass die Dinge schlechter werden müssen, bevor sie besser werden, und dass es vor Tagesanbruch am dunkelsten ist. Deshalb freue ich mich auf die konservative Regierung, die wir wählen werden. ○

## Die Sittenstrolchin

Von Daniele Muscionico

**H**ugh Grant leidet an Panikattacken, wenn immer er vor die Kamera tritt. Bekannte er kürzlich der Zeitschrift *Entertainment Weekly* samt der Quintessenz, dass er nachdenke zurückzutreten. Dass die Ankündigung nicht ernst nimmt, wer Grants inflationär-hypochondrische Ansagen zu deuten weiss, das ist das eine. Das andere ist: Die panischen Attacken von Mister Right haben ihren tieferen Grund.

Der englische Porträt- und Modefotograf Rankin hat ihn abgebildet, diesen Grund aller Ängste des Romantikdarstellers mit Hang zu auffälligem Verhalten – das Bewerfen von bekannten Paparazzi mit unbekanntem Dosenbohnen mit Vorzug. Denn dass ihn die Exzentrik gut kleidet, das weiss unser Chef zum Verliebten. Grant sieht immer dann besonders gut aus, wenn seine Laune den Alkoholpegel hat, dass er sich den Schlips um den Hüftspeck bindet.

Doch was bleibt vom Tag übrig, wenn er sich abends zu Hause aufs Sofa setzt? Welches Bild hat sein panisches Grausen, das ihn dann beschleicht, sich bei ihm einnistet? Rankin kennt es und hat es fotografiert: Hugh Grant wird belästigt. Hemmungslose Frauen wollen ihm an die Wäsche. Frauen mit göttlichen Namen wie Divine Brown, mit der er damals, in Hollywood, ein schnelles Erlebnis im Auto teilte, und andere, namenlose, schamlos nackt. Ausgehungerte Ladys mit Oberschenkelproblemen und haarlosem Skalp.

Hugh Grant ist in Bedrängnis, und Rankin war dabei. Wie der Gründer von *Dazed & Confused* immer anwesend ist, wenn Stars ihre Fassung verlieren. Ob Kate Moss, Mister Notting Hill, eine brennende Deborah Harry oder die stählerne Queen, Rankin zeigt sie alle in seiner ersten grosse Retrospektive an der Londoner Brick Lane. Sechshundert Bilder in der alten Truman Brewery im East End, mal Autogarage, mal Flohmarkt, nun Kunstgalerie, ein Ort wie seine Porträts, wild und wüst, unausgeschlafen bis Mitternacht und hellwach bis Sonnenaufgang.

Und dort, im East End, gibt es auch «Rankin für alle»: Gegen einen Betrag von fünfzig Pfund konnte man sich bewerben, einmal von dem legendären Fotografen fotografiert zu werden, oder man kauft um denselben Preis ein Rankin-Porträt. Die Erlöse gehen an Oxfam, eine Hilfsorganisation, die sich vornehmlich der Sache der Frau verpflichtet fühlt. Hugh Grant will den Beruf wechseln? Bitte schön: Bei Oxfam wird seine geschundene Seele Heilung finden und neue Erfüllung in der alten Mission.

«Rankin Live!» Die Ausstellung ist bis 18. September in der Old Truman Brewery in London zu sehen.



*Ausgehungerte Ladys mit Oberschenkelproblemen:* Schauspieler Grant, porträtiert vom Fotografen



Rankin.

## 500 Tage Sommer

Eine Schauspielerin mit bezauberndem Namen macht für ihren nächsten Film die Musik gleich dazu.



Glänzend verpackt: singende Schauspielerin Deschanel.

**Zoëy Deschanel** — Sie hat Augen wie Murmeln auf einer Waschmaschine, um sich hier mal einer Songzeile von Alex Kapranos zu bedienen. Des Weiteren hat sie einen Namen, hinter dem sich ebenso gut eine Modezarin verbergen könnte wie ein Victoria's-Secret-Engel; aber auch eine neue Geschmacksrichtung von Häagen-Dazs oder ein Pseudonym, das Carla Bruni beim Einchecken in protzige Hotels benützt. Dabei ist Zoëy Deschanel Schauspielerin und Sängerin. Sollten Sie angesichts dieser 08/15-Visitenkarten-Beschreibung in einen soliden Halbschlaf verfallen sein, wachen Sie bloss rechtzeitig zum Filmstart von «(500) Days of Summer» am 24. Sep-

tember wieder auf. In der Herbstkomödie spielt die 29-jährige Kalifornierin eines jener Girls, bei denen es sich verhält wie mit Schokoküssen: Kaum hat man sie ihrer glänzenden Verpackung entschält und leidenschaftlich verzehrt, steht man mit schaumüberzogener Nase doof da und guckt ungesättigt auf den leeren Teller. Auf dem Soundtrack zu «(500) Days» singt Deschanel übrigens gemeinsam mit ihrem musikalischen Partner M. Ward eine zauberhafte Coverversion von den Smiths. Als Band nennen sie sich She & Him, und ihr Debüt «Volume One» ist zum Sichverlieben genauso geeignet wie für den Halb- und Beischlaf. (os)

**George Clooney** — Elizabeth Taylor twittert in echt, Arnold Schwarzenegger tut es ebenfalls und Ashton Kutcher sogar noch eifriger als viele Namenlose. Aber sollten Sie Hollywoods Mr. Cool auf Twitter verfolgen oder gelegentlich seine Homepage checken, dann glauben Sie ihm bitte kein einziges Wort. Clooneys Plaudereien, hier wie da, seien nämlich gefälscht, verriet sein Manager dem Fernsehsender CBS in bester Laune. «Mein Klient ist nicht fähig zu twittern. Er kommt knapp mit seinem Blackberry zurecht.» Dass George Clooney ein Opfer von Twitter-Fakes wurde, ebenso wie Kanye West oder Apple-Genie Steve Jobs, das findet sein Manager nicht verwerflich, sondern ganz im Gegenteil grossartig: «Wenn du ein Star bist und niemand deine Website fälscht oder für dich zwitschert, dann brauchst du dringend einen neuen Manager.» (bs)

**Horst Schlämmer** — Horst Schlämmer, 52, Junggeselle und ohne Führerschein, will deutscher Bundeskanzler werden. Ab heute läuft deshalb sein Film «Isch kandidiere» in den deutschen Kinos. Das Programm seiner Horst Schlämmer Partei (HSP): «Wir sind links, konservativ und liberal. Also sparen Sie sich die kritischen Fragen.» Mit Schnurrbart, Vokuhila-Frisur und modischer Männerhandtasche beweist Schlämmer dabei Stil wie kein anderer



Links, konservativ, liberal: Kandidat Schlämmer.

Kanzlerkandidat. Achtzehn Prozent der Deutschen würden ihn wählen, wenn heute Wahlen wären. Besonders geschätzt wird die unter Politikern unübliche Ehrlichkeit Schlämmers («Politisch gesehen, finde ich Homosexualität absolut o. k. Privat finde ich das widerlich»). Zudem hat Schlämmer alias Hape Kerkeling

konkrete Verbesserungsvorschläge für Deutschland: So sollen Schönheitsoperationen zukünftig von der Krankenkasse gedeckt sein, und das Rauchverbot soll überall dort aufgehoben werden, wo Schlämmer sich gerade aufhält. Während sich andere über die «Brünofizierung» der deutschen Politik aufregen, sind die Medien offensichtlich bereit, den Blödsinn mitzumachen. Selbst die *Weltwoche* kann es sich nicht ganz verkneifen. (lv)

**Katie Holmes** — Eben erst löste Schauspielerin Katie Holmes für die Frühlings- und Sommer-Kampagne dieses Jahres Vanessa



*Antisaisonal:* Schauspielerin Holmes.

Paradis als Gesicht der Prada-Submarke Miu Miu ab. Und nun soll bereits im Herbst ihre erste eigene Kleiderlinie erscheinen. Mit an Bord genommen hat die Dreissigjährige ihre persönliche Stylistin Jeanne Yang. Mit dieser hatte sie bereits letztes Jahr eine Robe für ihren *red carpet*-Auftritt designt, anlässlich der Filmpremiere von «Tropic Thunder», in dem ihr Ehemann Tom Cruise mitspielt. Ob die geplanten Stücke so schockierend geraten, wie man sich das von einer römisch-katholisch erzogenen Dame, die zur Scientology-Kirche übergetreten ist, erwartet, bleibt offen. Genauso wie der Name der Kollektion. Unser Vorschlag wäre «Noelle», Katies zweiter Vorname. Sicher ist, dass Frauen und Kinder auf ihre Kosten kommen werden. Und wer weiss, vielleicht entwirft Katie Holmes ja gleich zu Beginn eine *cruise collection* – so werden antisaisonale Kleiderkollektionen genannt, die (ursprünglich) an Feriendestinationen verkauft werden, etwa auf Kreuzfahrtschiffen, obwohl eigentlich Winterzeit herrscht. (os)



## Ich, der Klassiker

Unser Kolumnist schreibt über ein Gebiet, von dem er wenig versteht (weniger noch als sonst). Und gibt Tipps für seine liebste Insel. Von Mark van Huissingeling

Vergangene Woche war ich in Luzern, die Eröffnung des «Lucerne Festival im Sommer» fand statt. Zuerst ein Disclaimer: Es ist nicht so, dass MvH sich jetzt als Kenner von klassischer Musik ausgeben will. Ich gebe stattdessen weiter, was mir der Intendant, **Michael Haefliger**, sagte (die besten Künstler würden hier erlebbar gemacht). Und wer diese waren (**Claudio Abbado**, Dirigent; **Yuja Wang**, Chinesin, Klavier). Von hier an befindet sich Ihr Kolumnist wieder auf dem Gebiet, das er kennt, wie die Namen der A-Liste der prominenten Persönlichkeiten der Schweiz, meinte er (bloss in diesem Fall waren Einträge auf der sogenannten VIP-Liste von **Achermann, Hubert bis Widrig, Hanna**).

Vor dem «Grand Casino» gab es einen Aperitif. Ich will nicht sagen, ich sei abgefallen kleidungsmässig (geht kaum mit dunkelblauem Brioni-Anzug, Masshemd von Borrelli und E.-Marinella-Seidenkrawatte). Aber es wäre im Grunde ein *black tie*-Anlass gewesen. (MvH hatte seinen Smoking nicht nur nicht an, weil er nicht gerne *overdressed* ist – das ist etwas für Streber –, sondern auch weil ihm die Leitung Presse- und Öffentlichkeitsarbeit gesagt hatte, Dresscode sei «Business».) Ich denke weniger, dass man mich als *underdressed* Journalist dabei haben wollte. Ich vermute mehr, dass man in Luzerne grosse Aufmachung für Blendwerk hält. (Schliesslich geht es allen einzig um die Kunst, die Musik, nicht wahr?)

Trotzdem zwei kleine Lektionen Stilschule, wenn wir schon bei dem Gegenstand sind. Männer: Gratulation denen, die in *black tie*

kamen. Doch zu Smokinghosen trägt man keinen Gürtel. Sie sitzt und braucht darum keine Gürtelschlaufen. (Falls sie welche hat, ist sie von C&A oder so.) Falls sie nicht sitzt, wird sie von Hosenträgern gehalten. Frauen: Im Sommer gibt es an Events, die bei Tageslicht beginnen, keine schwarzen Strumpfhosen. Die «Eine Dame zeigt in der Stadt kein nacktes Bein»-Regel ist schon in Ordnung, deshalb hat man Strümpfe in *skin colour* erfunden. (Zu Kleidern schweige ich, zu wenig Platz dafür in dieser Spalte.)

Die Überfahrt zu dem Kultur- und Kongresszentrum verlief ohne besondere Vorkommnisse. Auf dem Schiff begegnete mir **Oswald Grübel**, zum zweiten Mal innert vier Arbeitstagen (erstes Mal an dem «Festival del film» in Locarno). Das finde ich beeindruckend, irgendwie, ich meine, er ist Chef der UBS seit kurzem. Eine Arbeitsstelle, die sich MvH, der noch nie irgendwo CEO war, als ziemlich zeitraubend vorstellt. Ich bin, übrigens, Aktionär der Bank und tief unter Wasser, sozusagen, mit meiner Anlage (zirka 72 Prozent Buchverlust zurzeit). Das Konzert, das anschliessend gegeben wurde (Prokofjew, Mahler; Lucerne Festival Orchestra), gefiel mir recht gut; wäre es kürzer gewesen, hätte es mir richtig gut gefallen. *But then again*, ich bin nicht der Kenner (andere Gäste sind das ebenfalls nicht, so sah es aus – man klatscht nicht zwischen Sätzen, soviel ich weiss).

Bevor ich es vergesse, auf Ibiza war ich noch. «Die Insel ist immer noch super in und, vermutlich weil alle sagen, es gehe keiner mehr hin, supervoll», stand vergangenes Jahr in der *Weltwoche*. Stimmt immer noch, finde ich (der Satz ist von mir, immerhin). Der Strand, den ich am zweitliebsten mag, ist Las Salinas; ich empfehle dort das *chiringuito* (die Strandbude) mit Namen «Guarana». Den Strand, den ich am liebsten mag ... behalte ich für mich (also Ihnen kann ich es ja sagen, es ist nicht Blue Marlin, wohl der schickste, an den auch Naomi Campbell geht).

In dem Ort San Rafael gibt es, von mir aus gesehen, die meisten guten und schönen Restaurants – «El Ayoun» (marokkanische Küche, Tajine versuchen) oder «El Clodenis» (wieder geöffnet, *cuisine provençale*). Ebendort befindet sich «L'Elephant», wahrscheinlich das einzige Lokal der Insel mit *valet parking*. Zudem ist es vielleicht das Restaurant, in dem der erste Stock besser ist als das Parterre (das heisst, streng gesehen ist es kein erster Stock, sondern eine Dachterrasse, von der man über Ibiza-Stadt auf das Mittelmeer sehen kann).

In Diskotheken war Ihr Kolumnist natürlich nicht (wie jeder, der nach Ibiza fährt, angeblich). Freitags sollte man in das «Pacha» gehen. Und sonntags in das «Space», höre ich.

Mehr zum «Lucerne Festival» auf Seite 55

## «Rosé besteht nicht aus faulen Trauben»

2009 werde ein sehr guter Jahrgang, glaubt Erich Meier. Der junge Zürcher Winzer weiss, welcher Wein zum Eglifilet passt und warum der Rosé viel besser ist als sein Ruf.



«Privat dekantiere ich alle im Holzfass gereiften Weine»: Winzer Meier.

### Wann reifte in Ihnen der Wunsch, Winzer zu werden?

Das war 1993/94. Ich hatte Möbelschreiner gelernt und fühlte mich schon während der Lehre dazu berufen, selbständiger Unternehmer zu werden. Zu Hause, ich bin Winzer in fünfter Generation, hatte ich natürlich schon immer mitgeholfen.

### Sie sind relativ jung. Wann haben Sie begonnen, Wein zu kosten?

Erst ungefähr mit 20 Jahren. Vorher trank ich eigentlich nichts, weil ich Leichtathlet war. Ich lief 400 m Hürden. Man muss mit sich schon hart bleiben, Alkohol ist ein Suchtmittel. Tagsüber ist der Verzicht besser. Dafür geniesse ich den Wein dann beim Abendessen mit der Familie.

### Ihre Spezialität sind Zürichsee-Weine. Wie viele sind das?

Am ganzen Zürichseeufer werden um die 135 Weine aus 35 Sorten produziert. Auf

meinem Betrieb habe ich 11 Sorten und mache 16 verschiedene Weine.

### Welcher ist der populärste?

Beim Roten der Pinot noir, beim Weissen der Sauvignon blanc.

### Was macht einen guten Sommerwein aus?

Er muss frisch und fruchtig sein, darf nicht zu viel Kohlensäure enthalten, mit einem schönen Gehalt. Einer, den man gut kombinieren kann mit Antipasti, Fisch, Grilladen. Im Bereich von 12 bis knapp 13 Volumenprozenten.

### Und die Rosé-Weine sind minderwertig?

Nein, überhaupt nicht. Das ist eine Meinung von gestern, dass aus faulen Trauben Rosé hergestellt werde. Wir können uns das gar nicht mehr leisten, eine schlechte Traubenqualität zu produzieren. Ich habe seit sechs Jahren keinen Rosé mehr, weil ich zu wenig Pinot noir habe, also Blauburgunder. Für mich ist der Ersatz der Pinot gris.

### Wie wichtig sind Auszeichnungen?

In erster Linie sind sie für einen selber. Ich denke, es ist auch wichtig, dass man sich mit andern im Wettbewerb misst. Für die Privatkundschaft sind sie eher Nebensache. Wichtig sind sie hingegen auch für die Gastronomie und die Medien.

### Dekantieren Sie Ihre Weine?

Privat dekantiere ich alle im Holzfass gereiften Weine, seien es rote oder weisse. Wir machen nicht mehr die leichten Landweine von einst. Unsere Weine sind wirklich stoffig, haben gute Strukturen. Denen tut es gut, ein bisschen Luft zu bekommen.

### Wer sind Ihre Hauptkunden?

70 bis 75 Prozent sind Privatkundschaft.

### Was schmeckt am besten zu Ihren Weinen?

Meine Palette deckt vieles ab. Man kann einen Viognier nehmen zu einem schönen grünen Salat mit einer Mango oder einen Pinot gris zu Fisch oder Spargeln.

### Welcher Zürichsee-Fisch ist der Hit?

Immer noch der Egli zu einem Räuschling. Aber auch ein Pinot gris oder ein Riesling passen hervorragend, oder warum nicht einmal ein Blauburgunder.

### Welche Produktionsmengen darf man sich etwa vorstellen?

Ungefähr 40 000 Flaschen jährlich: 55 Prozent weiss, 45 Prozent rot.

### Berücksichtigen Sie Trends?

Sicher. Die Weine werden zunehmend geschmeidiger, die Frucht muss stimmen, der erste Eindruck, wenn man das Glas an die Nase hält. Wir produzieren zum Beispiel einen Schaumwein, ein Trendprodukt, das in der Stadt Zürich über die Theke gehen soll, den «M».

### Hatten Sie dieses Jahr genug Sonnentage?

Eine heikle Frage. Natürlich gilt: je mehr Sonnenstunden, desto besser. 2009 war kein einfaches Jahr. Es setzte immer wieder heftige Gewitter, doch wir hatten auch sehr sonnige Tage. Momentan sind wir in der Traubenreife eine Woche früher dran als im Vorjahr. Wenn nichts mehr passiert, könnte es ein sehr guter Jahrgang werden.

### Hatten Sie schon mal einen Vollrausch?

Ich wusste immer noch, wo ich war. Aber ich bin nicht mehr Auto gefahren.

Erich Meier, Jahrgang 1974, aus Uetikon am See ist Winzer in fünfter Generation. Termine für Degustationen nach Absprache: [www.erichmeier.ch](http://www.erichmeier.ch)

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

## Die schönsten neuen Schlepper

Von Jürg Zbinden

Früher waren an jedem grösseren Bahnhof Gepäckträger beschäftigt, die Reisende beflissen um Koffer und Taschen erleichterten. Heute werden wir im Bahnhof oder am Flughafen noch um Brieftasche oder Portemonnaie erleichtert – Reisegepäck wird in der Regel von Taschendieben verschmährt. Allenfalls bei exklusivem Handgepäck zuckt es in einigen Langfingern. Bei den abgebildeten Stücken lohnt es sich für die Besitzer, entschieden daran festzuhalten.

1 — Die geräumige «Original Hadley» hat es in sich: Nicht nur Kameras bietet die Fototasche ausreichend Platz, auch Dokumente im Format A4 oder ein kleiner Laptop lassen sich darin unterbringen. Ihre Aussenmasse: 350×120×250 mm (Breite×Tiefe×Höhe). Die Innenmasse: 320×70×225 mm. Erhältlich ist die Tasche aus Canvas zum Preis von Fr. 331.– bei Euro-Photo, Place St-Gervais 1, Genf, oder bei Foto Ganz, Rennweg 26, Zürich.

2 — Aus der Linie «Diesel Black Gold» ist der Kuh-lederne Beutel für den Herrn. Blickfang ist der Rhombenprint. Der Preis: Fr. 1399.–. Diesel Store, Bahnhofstr. 48, Zürich, oder Rue de la Croix-d'Or 27, Genf.

3 — Keine Wünsche offen lässt die schwarze «Shoe Bag Medaki» aus Kalbsleder von Bally. Drei Paar Schuhe finden darin Schutz. So ist der Gentleman auch auf einer längeren Reise für jeden Dresscode gerüstet. Einen schwarzen Oxford sollte man immer mit sich führen, noch empfehlenswerter sind deren zwei, damit sich der Schuh einen Tag lang erholen kann. Die Schuhtasche kostet um die Fr. 2300.– und ist erhältlich bei Bally, Bahnhofstr. 66, Zürich.

4 — Eine Wucht ist die Reisetasche aus Alligatorenleder von Zegna, dem italienischen Luxushersteller. Die praktisch Unzerstörbare hat allerdings auch einen stolzen Preis, nämlich Fr. 23 880.–. Bei Ermenegildo Zegna, Bahnhofstr. 25, Zürich.

5 — Über ein weich gepolstertes Innenleben verfügt der Bally-Trolley «Molving». Der Trolley oder Handwagen – in Deutschland auch als Hackenporsche gefürchtet – ist der eigentliche Star unter den Gepäckstücken und ist nicht mehr wegzudenken aus dem gegenwärtigen Reisesortiment. Er ist aus Kalbsleder gefertigt und kostet Fr. 2400.–. Erhältlich bei Bally, Bahnhofstr. 66, Zürich.



1



2



3



4



5





Auto

## Maximales Understatement

In einem Ford Courier reduziert sich das Autofahren auf das Wesentliche und auf die reine Freude. *Von Ulf Poschardt*

Es gibt zwei gleichberechtigt existierende Geschichtsschreibungen des Automobils. Die eine konzentriert sich auf das Nutzwertige des Automobils, die andere besingt die Schönheit, Gefahr und soziale Poesie des Fahrzeugs. Diese Kolumne hat sich – relativ ungebrochen – Letzterer verschrieben. Ein paar Tage auf Mallorca haben mich in beide Geschichtsstränge verstrickt und den Horizont geweitet. Beginnen wir mit dem Nutzfahrzeug: einem Ford-Courier-Kastenwagen in Weiss mit nagelndem Dieselmotor, dessen Nageln jeden Piloten an die Anfänge des Automobilbaus

erinnert. Im Mittelmeerraum sind diese Kastenwagen Dienstfahrzeug von Handwerkern und Familien, die viel Platz benötigen, aber deren Mittel beschränkt sind.

Der Kastenwagen, den ich benutzen durfte, ist ein Drittwagen für einen Lebemann, der weiss, dass Glamour seine Zeit und seine Strassen benötigt. Gekauft wurde der Ford für die holprigen Wege zu den schönen, abgelegenen Buchten, die Touristen nie finden, zu denen aber so gut wie nie SUVs rollen, weil deren Besitzer entweder ein Boot besitzen oder Freunde haben, die eines besitzen. So gesehen, ist der Kastenwagen das ultimative Offroad-Gefährt. Ob Dornenbüsche oder Schlaglöcher, Staubwände oder Schirmspitzen im Fond: Der Ford nimmt alles hin. Er verzeiht und verschafft maximales Understatement. Das macht furchtbar Spass, selbst wenn einen die Touran-, Golf- und Twingo-Fahrer etwas mitleidig anblicken, wenn man forsch an ihnen vorbeinagelt.

Der Verbrauch des 1,8-Liter-Diesels (ohne Turbo) bleibt zivil um die sechs Liter, die Durchzugswerte sind dementsprechend temperamentlos.

Auf den schönen Landstrassen von Manacor nach Artà lehrt einen die Schwachbrüstigkeit des Motors eine noble, defensive Fahrweise. Mit der Dame des Herzens habe ich vereinbart, nur einmal zu überholen: einen LKW nach gut 25 Kilometern. Am eher populären Strand verschwindet der dick eingestaubte Ford zwischen Mietwagen, die frisch geputzt sind, an den Geheimtipp-Stränden eint der Staub neue Mittelklasse-Kisten und unseren Courier mit dem dicken Handwerkerrucksack.

Es macht viel Freude, aus dem Courier alles rauszuholen. Ihn gleiten und hüpfen zu lassen über Dorfstrassen, ihn zum Sportlichen zu verführen, zu eleganten Kurvendurchfahrten.

Nach ein paar Tagen ist er mir ans Herz gewachsen, und ich ahnte, dass die Liebe zum Auto keine Grenzen nach unten kennt. Fast jedes Auto hat eine Seele, die es zu entdecken gilt, gerade dann, wenn sie Mängel kennt. Die Sitze aus grünem Stoff geben ordentlich Halt, der Platz im Fond wie im üppigen Gepäckraum stiftet Sinn. Die Scheiben mit der Hand zu senken und die Spiegel altmodisch zu verstellen, reduziert Autofahren auf das Wesentliche. Erfreulich für meine junge Familie: Selbst dieser 97er Ford hat Airbags. Auf der Beifahrerseite haben die Schlaglöcher die Zierkappen abgeworfen. Das Auto ist ein grosses Vergnügen.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der Welt am Sonntag in Berlin.

### Ford Courier 1,8 D (Baujahr 97)

Leistung: 60 PS, Hubraum: 1753 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 150 km/h  
Preis: ab 5000 Franken



# Ingwer-Honig-Eis, selbstgemacht

Um Glace selbst zu machen, braucht es keine komplizierte Maschine. Philips hat so eine. *Von David Schnapp*

Noch selten hat uns ein so einfaches Gerät so viel Genuss verschafft. Der «Ice Cream Maker» HR 2305 von Philips ist wirklich denkbar simpel. Er besteht im Wesentlichen aus einem Motor, einem Rührwerkzeug und einem Gefrierelement. Moment, werden einige jetzt sagen, eine richtig gute Eismaschine braucht ein eigenes Kühlaggregat. In einem Test des *K-Tipps* schnitten nur solche Modelle mit einer guten Note ab. Nachdem wir einige Portionen Eis hergestellt haben, können wir guten Gewissens sagen, das stimmt nicht.

Und in Zeiten, in denen Glühbirnen aus Klimaschutzgründen verboten werden und Offroader etwa in dieselbe moralische Güteklasse wie waffenfähiges Plutonium kommen, ist die Stromersparnis schliesslich ein wichtiges Argument. Unsere Philips-Maschine hat nämlich eine Leistungsaufnahme von lediglich 30 Watt, während eine Nemox Chef 2200, die laut *K-Tipp*-Test gut abschneidet, mit einem Preis von rund 450 Franken nicht nur mehr als doppelt so teuer ist, sondern mit 150 Watt auch fünfmal so viel Strom verbraucht.

Am Schluss aber entscheidet der gute Geschmack, und dafür haben wir uns erst mal des beigelegten Rezeptbuchs bedient. Die Broschüre erklärt anschaulich und detailliert die Geheimnisse der Glaceherstellung; Alkohol zum Beispiel immer erst kurz vor Schluss beifügen, da er den Gefriervorgang verlangsamt.

Ausserdem gibt es einige originelle Rezepte wie Frischkäse-Eis oder Ingwer-Eis mit Honig, mit dem wir unsere heimische Glaceproduktion starten. Die Zubereitung ist keine Kunst. In der Euphorie haben wir allerdings übersehen, dass das Kühlelement zunächst achtzehn Stunden in den Gefrierer gelegt werden muss, so dass wir für unser erstes Eis neben Ingwer und Eigelben auch noch Geduld brauchen.

Schliesslich muss man nur das Gefrierelement in das Gerät legen, das Rührwerkzeug aufstecken und die vorbereitete Glacemasse hineinfließen lassen. Es gibt zwei Programme für Softeis und Speiseeis, man drückt den Knopf, und die Masse wird gleichmässig über dem Gefrierelement gerührt. Nach rund vierzig Minuten zeigt die Leuchtanzeige an, dass das Eis fertig ist. Für unseren Geschmack war es zu diesem Zeitpunkt noch etwas zu cremig, weshalb wir es noch kurz in den Tiefkühler gelegt haben. Möglicherweise wäre eine Maschine mit Kühlaggregat hier besser gewesen, aber dafür lohnt sich der grosse Preisunterschied nicht.

Fazit: Eine einfache Eismaschine ist eine lohnende Ergänzung für jeden Küchenmaschinenpark. Wer privat gerne Gäste bewirbt oder seine Kinder und deren Freunde mit selbstgemachtem Eis beeindrucken will, dem sei die Anschaffung kühlstens empfohlen.

**Philips Eiscreme-Automat HR 2305.** Leistung 30 W, Kapazität 1,2 l. Fr. 180.–. [www.philips.ch](http://www.philips.ch)



**Am Schluss entscheidet der gute Geschmack:** die Eismaschine von Philips.

# Perlen im Schrott

*Von Peter Rüedi*



Gott verpflegt sich in Frankreich, zumindest nach Meinung der Franzosen. Aber nur, wenn er gezwungen ist, die Emilia-Romagna zu verlassen, sagen die Einwohner von Parma. Dicht daneben, in Noceto, ass ich vor Zeiten in einem Lokal, in welchem eher die unteren Chargen der himmlischen Hierarchie verkehrten. Aus zwei Gründen ist es mir dennoch unvergesslich. Erstens, weil es «Aquila Romana» hiess, mit seinem ganzen Fascho-Design aber in der Via Antonio Gramsci lag. Und zweitens, weil an der Wand die emilianische Dreifaltigkeit zu sehen war (immerhin in Abstufung): *Gesù*, Giuseppe Verdi und *il suino*, das Schwein.

Aus dessen Schinken kamen zur Vorspeise nicht weniger als zwölf verschiedene Qualitäten auf den Tisch. Dazu trank ich, was eigentlich als vierte emilianische Ikone ins Bild gehört hätte: eine Flasche Lambrusco. Etwas hybrid, weiss doch Gott allein, was unter 160 Millionen pro Jahr produzierten Flaschen dieses Namens etwas taugt. 95 Prozent sind Schrott und der Ruf des roten Schäumers dementsprechend. Der Rest allerdings verdient ein Halleluja. Am eigenwilligsten ist der Lambrusco di Sorbara, ein heller, aromatischer, schlanker und säurereicher, himbeerfruchtiger Wein aus Modena. Dagegen sind der Lambrusco Grasparossa di Castelvetro, der Lambrusco Salamino di Santa Croce, der Lambrusco Reggiano und der Lambrusco Mantovano dunkler, tanninreicher, oft mit mehr Restsüsse vinifiziert. Fürs Erste zwei Tipps, weil denn, bei der Unübersichtlichkeit der Lage, auch Importeure sich nur zögerlich an den schlechtbelemundeten Saft wagen: ein Sorbara von Zucchi in San Prospero (o. J.), in klassischem Himbeerrot und frischstem Fruchtbouquet, mit schöner Balance zwischen Süsse und Säure; und der Grasparossa di Castelvetro Villa Cialdini 2007 von Chiarli in Modena: brombeerig-holunderig, frisch und feinsüss. Weil bei der Materie keine emilianische Sau den Überblick hat, braucht's einen Kenner wie Andreas März mit seiner italospezifischen Zeitschrift *Merum*. Der weiss alles über Lambrusco.

**Zucchi San Prospero:** Lambrusco di Sorbara (o. J.). Einfachwein, Basel. Fr. 12.50  
Lambrusco Grasparossa di Castelvetro Villa Cialdini 2007. Zanini, Ligorretto. [www.zanini.ch](http://www.zanini.ch)

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (–) **Peter Stamm**: Sieben Jahre (*Fischer*)
- 2 (2) **Donna Leon**: Das Mädchen seiner Träume (*Diogenes*)
- 3 (1) **Alex Capus**: Der König von Olten (*Knapp*)
- 4 (6) **William P. Young**: Die Hütte (*Allegria*)
- 5 (3) **Henning Mankell**: Daisy Sisters (*Zsolnay*)
- 6 (5) **Daniel Glattauer**: Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 7 (4) **Lars Gustafsson**: Frau Sorgedahls schöne weisse Arme (*Hanser*)
- 8 (8) **Sarah Kuttner**: Mängel exemplar (*Fischer*)
- 9 (7) **Michael Theurillat**: Sechseläuten (*Ullstein*)
- 10 (10) **Karin Slaughter**: Zerstört (*Blanvalet*)

### Sachbücher

- 1 (5) **Teresa Fortis**: Lockruf Saudia (*Woa*)
- 2 (2) **Hanspeter Künzler**: Michael Jackson – Black or White (*Hannibal*)
- 3 (1) **Duden**: Die deutsche Rechtschreibung (*F. A. Brockhaus*)
- 4 (3) **Eckart von Hirschhausen**: Glück kommt selten allein... (*Rowohlt*)
- 5 (4) **Dalai Lama**: Meine spirituelle Autobiographie (*Diogenes*)
- 6 (10) **Peter Mischer**: Remember the Time – Michael Jackson (*Lingen*)
- 7 (9) **Duden**: Die deutsche Rechtschreibung: Duden Korrektor (*F. A. Brockhaus*)
- 8 (7) **Nik Hartmann**: Über Stock und Stein (*Fona*)
- 9 (6) **Rhonda Byrne**: Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 10 (8) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler**: 50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

### Apropos: von Stechow

«Mit dem Umzug in die Schweiz erfüllte sich für mich ein Traum», schreibt Andreas von Stechow, bis 2008 deutscher Botschafter in Bern («Persönliches zur Schweiz. Betrachtungen eines deutschen Diplomaten», Orell-Füssli-Verlag). Was folgt, scheint dann allerdings weniger von Glücksgefühlen begleitet. Die Erinnerungen zeugen eher von Fremdheit und Befremden. Zum Thema Bankkundengeheimnis heisst es, es sei «schwer verständlich», warum sich die Schweiz «als letztes Land in Europa aus der <Schmuddelecke> befreit». In den EU-kritischen Stimmen vermag der Ex-Botschafter nichts anderes als «Demagogen» zu sehen. Selbst die *Neue Zürcher Zeitung*, nicht eben ein Lautsprecher-Organ, wird für den Titel «Deutscher Botschafter warnt die Schweiz» als «poppig» gebrandmarkt. Im Vergleich zu den knochentrockenen Ausführungen von Stechows ist sie das wohl wirklich. (*gut*)

## Nachruf

# Liebe zu den Sündern

Was machte Hugo Loetscher im Innersten aus? Dass er immer wunderbar äusserlich blieb. Er gehörte weder zu den Gläubigen noch zu den Ungläubigen. Er war ein Andersgläubiger. Von Julian Schütt

Es gibt Schriftsteller, die wollen sich gar nicht so genau kennen, sei es, weil sie ihr Leben für völlig uninteressant halten, oder sei es, weil sie sich selber nicht ganz geheuer sind. Wenn es aber einen Schriftsteller gibt, der sich genau kennt und sich stets sehr genau überlegt, was er von sich verrät, dann ist es Hugo Loetscher – spontan benutzt man noch immer die Gegenwartsform, es fällt schwer, von ihm in der Vergangenheitsform zu sprechen. Und doch kommt man nun nicht mehr darum herum.

Einige Tage vor seiner Operation trafen wir uns bei ihm zu einem Interview. Es sollte sein letztes werden. Er bot mir eine Art zuckerfreien Energy-Drink an, das Einzige, was er grade in der Wohnung hatte – im Übrigen eine kleine Zürcher Altstadtwohnung mit Kachelofen, in der die Zeit irgendwie stillstand. Tatsächlich war es ein Running Gag im Gespräch mit Loetscher, dass er jedes Erlebnis, selbst wenn es weit zurücklag, in die Gegenwart rücken konnte, so dass man oft nachfragen musste, ob die betreffende Episode nun 1958 oder 2008 stattgefunden habe.

### Ein Chirurg, kein Tröster

Wir sassen an seinem runden Tischchen im Lesezimmer, aber es gelang Hugo Loetscher nur selten, die bevorstehende Operation in die Ferne zu rücken. Er sprach von der Zeit davor, in der er nur das Dringlichste noch erledigen könne, und er vertröstete auf die Zeit danach. Aber Loetscher war als Schriftsteller der denkbar ungeeignetste Tröster. Therapien via Literatur, das überliess er anderen. Eher verstand er sich als Chirurg, der bei Arbeitslicht seine Schnitte machte. Immer wenn er also auf die Zeit nach der Operation zu reden kam, fügte er hinzu: «Wenn ich es noch erleben werde.»

Er zählte unzählige Termine auf: Auftritte, Lesungen, Podien, an denen sein mit Spannung erwartetes neues Buch «War meine Zeit meine Zeit» vorgestellt werden sollte, ehe dann im Dezember sein 80. Geburtstag gross gefeiert worden wäre. Und immer sprach er beim Aufzählen der Termine betont im Konjunktiv und fügte ein vielsagendes «wenn...» hinzu. «Wenn ich es erleben werde.» Er hat, wie sein Verlag Diogenes bestätigt, das erste gebundene Exemplar des neuen Werks im Spital noch gesehen. Das immerhin. «War meine Zeit meine Zeit»: Das Wort «war» im Titel bekommt im Nachhinein eine ungeahnte Bedeutung. Hat sich Hugo Loetscher so erschreckend gut gekannt?

Das Buch ist ein Meisterwerk, hier schreibt einer mit einer Erfahrung und einem Horizont, die in der deutschsprachigen Literatur einzigartig sind. Es ist eine Summa an Erlebnissen, Menschenporträts und Zeitanalysen, aber ohne Totalitätsanspruch. Schon in seinen Anfängen als dreissigjähriger Autor gab Loetscher lieber sich selber als andern Ratschläge. Und was riet er sich? Sich der Ironie statt irgendwelchen politischen oder ästhetischen Programmen zu verpflichten: «Denn der Witz bedeutet für mich einen Rettungsversuch. [...] Kaum bin ich in Gesellschaft, sehe ich nichts als Risse um mich her, und da ich Angst habe, dass diese Risse sich weiten und ich plötzlich hinunterfalle, reisse ich sie selbst auf und springe gleichzeitig darüber – mit einem Witz.»

Dem blieb er treu, wenn auch der Witz später einem, man möchte fast sagen, sachlichen Humor und nüchterner Ironie wich. Bei jedem andern Autor wären das Widersprüche und Unvereinbarkeiten, nicht so bei Loetscher.

Er bekannte sich noch bei unserm letzten Gespräch zu Freud, auch weil dieser den Witz neu fundierte. Und darüber hinaus: «Ich war immer Freud-Leser. Alltäglichkeiten wurden auch für mich als Autor zentral. Oberflächen interessierten mich immer genauso wie das darunter. Beides gehört untrennbar zusammen.» So hat Loetscher als Schriftsteller immer auch mit den Mitteln des Journalismus, der Reportage gearbeitet und als Reporter wiederum mit literarischen Mitteln. Daraus ist ein ganz eigener, unverwechselbarer Ton entstanden. Bestaunen lässt er sich in seinen schönsten Werken «Abwässer. Ein Gutachten», «Der Immune», «Lesen statt klettern» – und: «War meine Zeit meine Zeit».

### Ohne Furcht vor den Platzhirschen

Der Anlass unseres Gesprächs war das Jubiläum der Kulturzeitschrift *Du* im Oktober. Loetscher sollte über seine Redaktionszeit in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren erzählen. Er erzählte, wie er die Literaturseiten «Das Wort» konzipierte und in seiner ersten Nummer trotz der Platzhirsche Werner Weber (*NZZ*) und Max Rychner (*Tat*) keck das Fehlen der Literaturkritik beklagte: «Wir kennen in der Schweiz den Beruf des Kritikers nicht. Natürlich gibt es eine Reihe von Leuten, die versuchen von der Bücherrezension zu leben; aber das ist ein Unternehmen, bei dem man sich rascher ausgeschrieben hat, als dass man zu einer kritischen Stimme werden kann.»

Das trifft für immer mehr Kritiker heute wieder zu. Loetscher beschränkte sich aber nicht aufs Klagen über die lokalen oder schweizerischen Verhältnisse, sondern ging der Frage nach, warum im angelsächsischen Raum oder in Frankreich der Kritikerberuf möglich ist, während der Rezensent im deutschsprachigen Raum zu einer Spitzwegexistenz verdammt ist. Man war mitten in einer Loetscher-Diskussion. Keine Spur von *Du*-Nostalgie. Man war ganz in der Gegenwart. Er schrieb in jener Zeit im Übrigen beherzte und geschickte Essays und Kolumnen, über den Totalitarismus der Moral, erwog Tempovorschriften für das Lesen von Belletristik und verfasste ein «Merkblatt an einen jungen Intellektuellen». Welcher Kulturjournalist kann heute mit nur annähernd so originellen Beiträgen glänzen?

### Der Arbeiterbub misstraute den Utopien

Aber wie immer bei Loetscher schweiften wir ab, sprachen über Politiker und Intellektuelle mit dem permanenten Drang, andern Leuten die Leviten zu lesen. Loetscher sagte, wenn er bestimmen könnte, würde er in Gerichten und Parlamenten und auf Redaktionen «nur Leute nehmen, die gesündigt haben, nie nur absolut Gerechte».

Ihm waren Konsequenzfanatiker ein Gräuel. In den unseligen Zeiten des Kalten Krieges war die grosse Qualität von Loetscher noch leichter zu bestimmen als heute. In Kulturdingen gab es damals die Haltung des bildungsbürgerlichen Establishments und jene der linken Nonkonformisten. Und es gab die Position von Hugo Loetscher, die immer eine eigenständige war. Er, der Arbeiterbub, kannte Armut aus eigener Erfahrung und durchschaute, was in den revolutionären Programmen der Bürgeröhne nur falsche Utopie oder Fanatismus war.

Vor gut einem Jahr hatten wir in Zusammenhang mit einem andern Jubiläum schon miteinander gesprochen. Damals ging es um den 75. Geburtstag der *Weltwoche*, an der Loetscher ebenfalls prägend mitgewirkt hatte. Der weitgereiste und überall sesshafte Schriftsteller sagte, Autoren und Journalisten müssten vor Augen haben, dass heute jeder Mensch verschiedene Identitäten und mehr als eine Heimat habe. «Wir können uns nicht mehr leisten, nur Gläubige zu sein. Wir müssen es alle genauer wissen wollen. Alle müssen lernen, dass es nicht mehr bloss Gläubige und Ungläubige gibt, sondern auch Andersgläubige.»

Man kann fast jeden Satz von Hugo Loetscher nehmen, und er ist ein Vermächtnis, weil einfach stimmt, was er sagt. Was er sagte.

Hugo Loetscher starb, am vergangenen Dienstagabend, 79-jährig, in Zürich.

**Hugo Loetscher:** War meine Zeit meine Zeit. Diogenes. 409 Seiten, Fr. 38.90



*Fast jeder Satz ein Vermächtnis:* Hugo Loetscher (1929–2009)



*Zürichs Stadtpräsident Widmer (l.) mit Loetscher (3.v.l.) und Kulturpreisträgern, 1969.*



*Im Gespräch mit Friedrich Dürrenmatt, 1986.*

## Steak, blutig

Von Peter Rüedi

Im Vergleich mit raffiniert austarierten Delikatessen, den zunehmend ambitionierten Menüs, die uns die Molekularküche der improvisierten Musik in immer kostbareren Ambientes auftischt, das heisst in nächster Nachbarschaft zur Komposition – im Vergleich dazu ist James «Blood» Ulmers neue CD wie sein Übername: ein blutiges T-Bone-Steak. Der 67-jährige Dynamitgrossvater kommt aus dem Blues, wo er am schwärzesten ist. Genauer: aus dem Underground-Blues von Detroit. Diese Rückkoppelung hielt er immer lebendig, als er seinen *dirty funk* in das Spiel mit New Yorker Avantgardisten einzubringen begann, Rashied Ali, Arthur Blythe, David Murray, Pharoah Sanders u. a. Wichtiger als all diese wurde für ihn Ornette Coleman (ab 1973), dessen «harmolodisches System» er studierte und auf die Gitarre transponierte. Es meinte eine Art melodische Entfesselung oder, anders gesagt, ein Verfahren zur Verflüssigung der harmonischen Strukturen und Bezüge. Coleman war ein äusserst erfindungsreicher «tänzerischer» Melodiker. Aber auch er, der zunächst als Anarchist missverstanden wurde, war ein Mann des Blues.

Auf dem jüngsten Opus zieht Ulmer sozusagen Bilanz aus einem ganzen wilden musikalischen Leben – nicht ganz zufällig bei einem deutschen Label, das nicht ganz zufällig In + Out heisst. Ulmer war im letzten Vierteljahrhundert fast mehr in Europa unterwegs als in den USA, und «In 'n Out» heisst ein berühmter Klassiker des Tenoristen Joe Henderson – auch mit dem war der gitarristische Vitalist befreundet, und dessen Andenken ist der zweite Titel der Scheibe gewidmet, «A Thing For Joe». Zusammen mit Mark Peterson am Bass und Aubrey Dayle am Schlagzeug fällt Ulmer ein wie die Axt im Walde: als Sänger, zwischendurch gar auf der Flöte (!), vor allem aber mit einer Gitarrentechnik, mit der er den Sound verblüffend variiert, zwischen rasenden Läufen, wilden Clustern und Portato-Passagen, die an ein afrikanisches Daumenklavier erinnern. Viel Rohkost, viel Humor. Die Virtuosität, die immer mal aufblitzt, wirkt wie eine beiläufig weggewischte Nebensache.



**James «Blood» Ulmer:**  
In and Out. In + Out Records  
IOR CD 77100-2  
(Musikvertrieb)

## Einfach drollig

Das neue US-Lustspiel «Zack and Miri Make a Porno» macht leider Lust auf wenig. Von Wolfram Knorr



Auf Kaffeebohnen-Säcken zur Sache kommen: Elizabeth Banks, Seth Rogen.

Der Kerl mit dem Wuschelkopf, dem Kaulquappen-Grinsen und der leicht verlotterten Teddybären-Wuscheligkeit ist seit «Jungfrau (40), männlich sucht...» (2005) das Idol verhuschter Jugendlicher, die die schnellen, smarten Jungs, inmitten einer Traube kichernder Mädchen, längst aufgehört haben zu beneiden. Sie betäuben ihren Frust mit bierseligem Maulheldentum, und genau für diese Spezies ist er das Idol: Der gebürtige Kanadier Seth Rogen, der in fast allen Sauf-und-Rauf-Klamotten à la «Superbad» (2007) nicht fehlen darf, ist alles andere als eine Dumpfbacke. Für Sacha Baron Cohens «Da Ali G Show» (2003) schrieb er einige Folgen, und bei «Superbad» war er gleich alles: Darsteller, Autor und Produzent. Deshalb weiss er, mit welchem Rollenprofil man im Moment am schnellsten absahnt: mit dem dicken Highschool-Spessvogel, der nix kennt und sich nicht davor scheut, verbal unter die Gürtellinie zu hauen, aber in Wahrheit ein piefiger Knallkopf ist.

Wenn Rogen also erscheint, verwandelt sich das Auditorium in ein Tollhaus, wenigstens in den USA. Damit das Publikum animiert wird zu krakeelen, krakeelt er als Erster und hört eigentlich auch nicht mehr auf damit.

In «Zack and Miri Make a Porno» allerdings hat er eine längere Anlaufzeit. Da gibt er sich erst mal als armer Tropf, der mit Freundin Miri (Elizabeth Banks) ein armseliges Dasein führt.

Sie kellnern in einem Coffeeshop und sind nur platonisch ein Paar, versteht sich. Als ihnen mitten im klirrenden Winter Heizung und Wasser für ihre gemeinsame Bude abgedreht werden, weil sie die Miete nicht mehr berappen können, kommt Zack, eben Seth Rogen, auf die Idee, mit Miri und anderen Kumpels einen Porno zu drehen. Mit Pornos macht man Kasse.

Warum diese verklemmten Heinis ausgerechnet einen Porno drehen sollten, erschliesst sich dem Zuschauer zwar nicht, erhöht aber den Feix-Faktor. «Zack and Miri Make a Porno» gehört zu jenen Klamaukfilmen, die bis in die Knochen prude sind, obwohl der Wortschatz nur aus «ficken», «blasen», «bürsten» besteht. Wenn aber Zack und Miri vor einer popeligen Videokamera auf Kaffeebohnen-Säcken zur Sache kommen sollen, ist es aus mit der Sprücheklopferi, und der Film mutiert zur rührenden Love-Story von zwei einsamen Herzen, die nie zueinanderfanden und einen Porno brauchen, um sich zu trauen.

Ein eher trauriger Spass, zumal Regisseur Kevin Smith mit «Clerks» (1994) eine Galionsfigur des US-Independent-Kinos war. Smith ist in einer unsäglich kreuzbraven Drolerie gelandet, die den Porno braucht, um nicht als spiessig zu gelten.

**Zack and Miri Make a Porno**  
Regie: Kevin Smith. USA 2009

# Erst Luzern, dann die Welt

Intendant Michael Haefliger will das Lucerne Festival mit einem Neubau ganz an die Spitze bringen. *Von Christian Berzins*

**S**amstagmittag, «Russian Tea Room», New York. Wir sind nur zwei Schritte entfernt von der Carnegie Hall, dem legendärsten Konzertsaal der Welt. Am Abend zuvor hat dort das Lucerne Festival Orchestra triumphiert. Der Intendant könnte die Champagnerkorken knallen lassen. Doch nur zaghaft probiert Michael Haefliger, Jahrgang 1961, den vom befrackten Kellner empfohlenen Riesling – und schiebt ihn dann mit der Frage, ob der Wein recht sei, dem Journalisten zu.

Wenn er beim Lucerne Festival allabendlich mit übereinandergeschlagenen Beinen in Reihe 17 auf Platz 22 sitzt, zeigt er ebenso wenig Regung wie beim Riesling-Genuss. Wie anders der Zürcher Impresario Alexander Pereira! Will der Österreicher in jedem Tenorpiepser ein Ereignis hören, scheint der Schweizer andauernd um das Ansehen seines Festivals und somit um sein eigenes zu bangen. «Wie haben Ihnen die Wiener Philharmoniker gefallen?», fragt er nach dem Konzert leise, Kritik erwartend. Doch selbst wenn die Wiener enttäuscht hätten, wären sie im sommerlichen Reigen der grossen Orchester nur eine glasierte Himbeere der Torte, die Lucerne Festival heisst. Und zur Verblüffung aller setzt Haefliger dieser Torte Jahr um Jahr neue Himbeeren, ja neue Schichten auf.

Das Sommer-Festival beinhaltet im Prinzip mehrere Festivals in einem. Luzern hat es ge-

schaft, dank den Legenden Claudio Abbado und Pierre Boulez moderne, weltweit bewunderte Orchesterstrukturen zu schaffen. Jede Pressekonferenz könnte für Michael Haefliger ein Schaulaufen sein. Doch anstatt sich und sein Festival ausgelassen zu feiern, zieht sich der Intendant jeweils tief in seine unauffälligen Anzüge zurück. Kaum hat er zu sprechen begonnen, steckt er beide Hände in die Hosentaschen.

## Ausstrahlung bis nach China

Der Grundstein des enormen Wachstums des Lucerne Festival mit seinem dreiteiligen Veranstaltungsprogramm «Ostern», «Sommer» und «Piano» (im November) ist der 220-Millionen-Bau des Kultur- und Kongresszentrums Luzern. Haefliger hat es verstanden, die zukunftsweisende Idee hinter diesem Bau in sein Festival zu überführen. Die Moderne ist im Sommer so präsent wie nirgendwo sonst ausserhalb der Spezialistenecke. Und die Neue Musik soll noch mehr Platz erhalten. Wenigstens bis zu einem gewissen Grad. «Es gibt Grenzen, was man hier machen kann», sagt Haefliger. Die Grenzen setzen auch die Sponsoren. Das Lucerne Festival erhält von ihnen und den Freunden für die acht Wochen bald elf Millionen Franken – schon fast so viel, wie Alexander Pereira für ein ganzes Opernjahr erbettelt.



*Ganz anders als Alexander Pereira:* Festival-Leiter Haefliger.

Mit der Gründung des Festival-Orchesters hat Luzern eine Einzigartigkeit erreicht, von der andere nicht mal träumen. Das Luzerner Orchester wurde nach Tokio, New York und Wien eingeladen und war dort stolzer Werbeträger. Im Oktober fliegt die Hundertschaft nach China. Werden bald die Chinesen nach Luzern kommen?

## Karten für Normalsterbliche

Noch sind nur ein kleiner Teil der Konzertbesucher ausländische Touristen. 35 Prozent stammen aus der Agglomeration Luzern, 50 Prozent aus dem Rest der Schweiz. Das reicht – die Auslastung des Festivals liegt bei 90 Prozent. Doch durch die Ausweitung des Festivals auf 33 Sinfoniekonzerte und noch mal so viele Nebenveranstaltungen sowie die extreme Erhöhung der Kartenpreise auf mittlerweile 320 Franken für Spitzenplätze hat man freie Kapazitäten geschaffen.

Die Wiener Philharmoniker zu hören, ist so auch kurzfristig meist kein Problem mehr. Ein Alarmsignal? Intendant Haefliger schwächt ab: «Wir wollten die Kapazitäten ganz bewusst erweitern, damit auch Normalsterbliche Karten bekommen können.» Auf die Bemerkung hin, dass das Lucerne Festival unterdessen sogar zwei Tage länger dauere als die Salzburger Festspiele, fragt Haefliger erschrocken: «Ist das wirklich so?», und antwortet selbst: «Wir sind bei der richtigen Grösse angelangt.» Anders gesagt: Die Grenze ist erreicht.

## Nur ein Schritt bis zur Weltspitze

Doch just zu diesem Zeitpunkt beginnt Haefliger einen letzten (?) Luzerner Traum zu verwirklichen: Luzern soll zur Musikweltstadt werden. Mäzene haben versprochen, die Baukosten von hundert Millionen Franken für einen multivariablen Musiktheatersaal zu berrappen. «Wir bauen kein neues Luzerner Theater, damit das Festival auch Opern spielen und mit Salzburg gleichziehen kann. Wir wollen eine Kernkompetenz im Bereich Musiktheater, mit Spielraum für die Tradition und für die Moderne.»

Wenn es das Lucerne Festival zusammen mit Stadt und Kanton, dem Theater sowie der Musikhochschule tatsächlich schafft, einen Musik-Campus, eine «Salle Modulable» oder ganz einfach ein Festspielhaus zu bauen, wird Haefliger seinen Luzerner Auftrag als erfüllt ansehen können.

Danach lockt die Welt – etwa die Intendanz der Salzburger Festspiele, des wichtigsten Klassikfestivals der Welt.

**Lucerne Festival:** 12. August bis 19. September.  
www.lucernefestival.ch

**Christian Berzins** ist Musikkritiker der *Aargauer Zeitung* und des *Sonntags*.

# Intrigen

**Claudia möchte schon lange beim Fernsehen Karriere machen. Mit Eidenbenz' Hilfe scheint es jetzt endlich zu klappen. «Doppelpass», Folge 38. Von Charles Lewinsky**

«Ich kündige», sagte Guido Kräpelin. «Ich gebe meinen Job beim Fernsehen auf.»

Sein Freund Hubert schien die dramatische Ankündigung nicht zu hören und rührte weiter mit der Konzentration eines Gehirnechirurgen in der Saucenpfanne.

Kräpelin stellte sein Weissweinglas so heftig auf die Platte des Küchentischs, dass der teure Sancerre überschwappte. «Versuch nicht, es mir auszureden. Mein Entschluss steht fest. Morgen, gleich als Erstes, setze ich mich an den Computer und schreibe meinen Kündigungsbrief.»

Hubert wandte den Blick immer noch nicht von der Pfanne ab. «Warum ist es diesmal?», fragte er.

«Diesmal?» Kräpelin nahm beleidigt einen Schluck Wein. «Man könnte meinen, ich beschliesse das jede Woche.»

«So einmal im Monat kommt es schon vor.»

«Erstens stimmt das nicht», sagte Kräpelin würdevoll, «und zweitens tue ich es diesmal wirklich.»

«Können wir das nicht beim Essen besprechen? Der Fisch ist gleich fertig. Und meine Sauce...»

«Deine Sauce! Deine Sauce! Gibt es nichts Wichtigeres auf der Welt? Wenn ich bald nicht mehr verdiene, werden wir uns auf Tütensaucen aus dem Denner umstellen müssen!»

Hubert schaltete widerstrebend den Herd aus. Gas natürlich, nicht diese elektrischen Platten, bei denen man die Hitze nie fein genug dosieren kann. Mit einem letzten, sehnsüchtigen Blick in Richtung Pfanne setzte er sich zu seinem Freund an den Tisch. Wenn der Fisch jetzt völlig verkochte – seine Schuld war es nicht.

«Was ist denn passiert?», fragte er.

«Es interessiert dich ja nicht wirklich.» Aber das war nur noch ein Nachzugsgefecht. Guido Kräpelin brannte darauf, jemandem die Geschichte von der bodenlosen Gemeinheit zu erzählen, die man ihm angetan hatte. Aus heiterem Himmel.

«Du weißt doch, dass ich an diesem neuen Quiz arbeite?»

Ja, Hubert wusste es. Er wusste auch, dass Guido diese neue Sendung hasste, noch bevor sie erfunden war. Er hatte in diesem Zusammenhang schon mindestens drei Mal gedroht, seinen Job aufzugeben. Erstens, weil die Pressestelle die Sendung angekündigt hatte, ohne



diese Meldung vorher mit ihm abzustimmen. Zweitens, weil Quizsendungen seiner Meinung nach ein alter Hut und völlig out waren. Und drittens... An das Drittens konnte sich Hubert im Moment nicht erinnern, aber es hatte bestimmt eines gegeben.

«Natürlich, das neue Quiz. Hast du jetzt eine Idee für das Konzept?»

Das war die falsche Frage.

«Das spielt jetzt keine Rolle mehr. Wo ich definitiv kündige. Soll sich doch mein Nachfolger um den Scheiss kümmern.»

Er hatte also noch keine Idee.

«Weisst du, was die heute allen Ernstes von mir verlangt haben?»

«Erzähl», sagte Hubert und schenkte sich auch ein Glas Sancerre ein. Der Fisch war sowieso nicht mehr zu retten. «Erzähl mir ganz genau, was sie meinem armen Liebling angetan haben.»

Passiert war Folgendes: Studacher, Kräpelins Abteilungsleiter, war zu ihm ins Büro gekommen und furchtbar freundlich gewesen. Das war schon mal ein schlechtes Zeichen. Vorgesetzte sind immer dann besonders nett, wenn sie etwas von einem wollen. Wenn sie sich auch noch verpflichtet fühlen, einem auf die Schulter zu klopfen und dabei ein breites Lächeln aufzusetzen, dann bedeutet das in der Regel, dass es sich um etwas wirklich Unangenehmes handelt. Studacher war sehr, aber schon sehr freundlich gewesen. Zuerst hatte er nur ein bisschen geplaudert, über das Thema, das überall im Haus besprochen wurde: der neue Superdirektor für Radio und Fernsehen und was das wohl für Auswirkungen haben

würde. Als wäre Studacher nur zu einem Schwätzchen vorbeigekommen.

«Hat auf Kumpel gemacht», sagte Guido Kräpelin. «Hat gedacht, ich würde auf seine Heuchelei reinfallen. Diese Hetis halten einen wirklich für blöd.»

Ja, bestätigte Hubert, das habe er auch schon oft beobachtet.

Dann hatte Studacher ganz plötzlich das Thema gewechselt. «Wie weit bist du denn mit dem neuen Quiz?», hatte er gefragt, und Kräpelin hatte zugeben müssen, dass er ein konkretes Konzept, so ein richtig endgültig ausgefeiltes, wohl noch nicht in den allernächsten Tagen vorlegen könnte.

Studacher hatte ihn nicht gedrängt, was auch wieder sehr verdächtig gewesen war. Hatte nicht einmal auf den Fristenplan verwiesen, nach dem das Konzept schon seit mehr als einem Monat... Im Gegenteil, er hatte genickt, wie bei einer wirklich guten Nachricht, und gesagt: «Das ist ja wunderbar.»

Kräpelin machte eine dramatische Pause.

Hubert wusste, dass das sein Stichwort war, und versuchte, möglichst viel fassungsloses Staunen in seine Stimme zu legen. Obwohl ihn diese dauernden Erzählungen von irgendwelchen Bürokratie eigentlich schon immer gelangweilt hatten. ««Wunderbar» hat er gesagt?»

«Wörtlich! Und weißt du warum?»

Hubert wusste es nicht.

«Da kannst du am Konzept ja noch Anpassungen vornehmen», hatte Studacher gesagt. «Entsprechend der Persönlichkeit der Präsentatorin.»



Dabei hatte Kräpelin noch nicht einmal angefangen, über diese Besetzung nachzudenken.

Er wolle ihm natürlich nichts aufzwingen, hatte Studacher gesagt, Kräpelin wisse ja, dass es ihm fernliege, absolut fern, sich in die Entscheidungen seiner Mitarbeiter einzumischen. Vor allem, wenn sie so viel Erfahrung hätten wie sein lieber Freund Guido. Nein, er habe sich nur gerade ganz zufällig mit der Fernsehdirektion über dieses Thema unterhalten, und da seien sie, ganz spontan, auf einen Namen gekommen, der ihnen gar nicht schlecht gefalle. Überhaupt nicht schlecht gefalle. Natürlich sei Kräpelin in seiner Entscheidung frei, hundertprozentig, aber er solle doch einmal darüber nachdenken. Ganz unverbindlich.

«Und weisst du, wen er mir vorgeschlagen hat?»

Hubert wusste, was von ihm erwartet wurde, und machte sein fragendstes Gesicht.

«Die Freundin von diesem afrikanischen Fussballer. Von Tom Keita. Diese Claudia.»

«Was? Die Tussi?»

«Genau! Dieser menschengewordene Blondinenwitz! Die sich das Hirn hat aus dem Kopf blasen lassen, damit die Frisur besser hält! Als Präsentatorin meiner Sendung!»

«Du hast natürlich nein gesagt.»

Guido Kräpelin nahm einen tragischen Schluck Sancerre. «Da merkt man, dass du vom Schweizer Fernsehen keine Ahnung hast. Das habe ich natürlich nicht getan. Weil es nichts genutzt hätte. Ein Vorschlag aus der Direktion, das ist für einen Redaktionsleiter etwa so unverbindlich wie... wie... Es dauerte ein Weilchen, bis er den richtigen Vergleich gefun-

den hatte. «So unverbindlich wie eine päpstliche Bulle für einen Dorfpfarrer!»

«Aber warum...?»

«Keine Ahnung. Da muss irgendetwas gelaufen sein, von dem ich nichts weiss.»

Was gelaufen war und wovon Kräpelin nichts wusste, war eine Dienstreise in den Pazifik. Und die wiederum hing damit zusammen, dass das Schweizer Fernsehen seinen Domainnamen geändert hatte. Aus [www.sf.ch](http://www.sf.ch) war irgendwann einmal [www.sf.tv](http://www.sf.tv) geworden, und die Domain [www.sf.tv](http://www.sf.tv) gehörte ja eigentlich zum Inselstaat Tuvalu, von dem man sie über einen Zwischenhändler gemietet hatte. Da war es nicht mehr als ein selbstverständlicher Akt internationaler Höflichkeit gewesen, eine Delegation der Generaldirektion zu einem Dankesbesuch nach Tuvalu zu entsenden. Mit dem Auftrag, dort gleichzeitig auch die Mediensituation in einem anderen Kleinstaat zu studieren. Tuvalu war verkehrstechnisch schwer erreichbar, und via Fidschi dort hinzufliegen, wäre aus ökologischer Sicht völlig unverantwortbar gewesen. Der Besuch hatte deshalb per Kreuzfahrtschiff stattgefunden.

Die Information über diese höchst harmlose Dienstreise, die wirklich nur betriebsintern von Interesse sein konnte, war durch eine bedauerliche Kommunikationspanne einem leitenden Mitglied der Regionalgesellschaft SRG SSR *idée suisse* Deutschschweiz zu Ohren gekommen, einem Parteipolitiker, der das Thema eigentlich bei der nächsten Delegiertenversammlung hatte zur Sprache bringen wollen. Da er zur selben Partei gehörte wie Eidenbenz, hatte auch der davon erfahren und als alter Politprofi sofort die Möglichkeiten erkannt, die

sich aus der Situation ergaben. Er hatte deshalb seinen Parteikollegen davon überzeugt, die Delegierten nicht mit dem Thema zu belästigen, denn was in so einer Trägerschaftsversammlung besprochen wird, interessiert die Öffentlichkeit etwa so viel wie die exakte Anzahl der Löcher in einem Laib Emmentaler. Statt also das Thema auf dieser Ebene zu verschiessen, hatte er es sich lieber aufgespart. Man weiss schliesslich spätestens seit Wilhelm Tell, dass es sich immer empfiehlt, den einen oder anderen Pfeil als Reserve im Köcher zu haben.

Um das Versprechen, das er Claudia gegeben hatte, einzulösen, war dann nur ein Anruf nach Bern nötig gewesen, eine kurze, harmlose Plauderei über die Annehmlichkeiten von Kreuzfahrtschiffen und die landschaftlichen Reize südlicher Atolle. Übrigens, hatte er dann gesagt, als er seinen Gesprächspartner genügend verunsichert hatte, übrigens, es sei ja weiss Gott nicht seine Sache, sich in die Geschäfte der SRG einzumischen, aber es sei ihm da eine lustige Idee gekommen, eine «*idée suisse*» sozusagen, und da man sich sowieso schon so nett unterhalte, könne es ja nicht schaden, wenn er die Gelegenheit benutze, sie bei seinem Gesprächspartner zu deponieren. Er habe da in seinem Fussballklub diesen Afrikaner, den Tom Keita, und dessen Verlobte sei einmal Miss Swiss gewesen oder doch beinahe. Man müsse als Vereinspräsident immer auch ein bisschen an den PR-Aspekt denken, und bessere PR könne es gar nicht geben, als wenn diese Verlobte... Aber wie gesagt, das sei natürlich nur eine völlig laienhafte Überlegung.

Worauf die Generaldirektion bei der Fernsehdirektion anrief, ausdrücklich betonend, dass man in Bern keineswegs die Absicht habe, sich ins Leutschenbacher Tagesgeschäft einzumischen. Nicht die geringste Absicht.

Und wenig später unterhielt sich dann die Fernsehdirektion mit der Abteilungsleitung, und man kam im Gespräch ganz spontan auf einen Namen, der für die Präsentation der neuen Quizsendung gar nicht so völlig undenkbar war. Aber natürlich nur, wenn er auch ins Konzept des zuständigen Redaktionsleiters passte.

Aber eben: Von all dem wusste Guido Kräpelin nichts. Er wusste nur, dass man ihm eine Präsentatorin aufoktroieren wollte, die nie, aber wirklich nie für diesen Job in Frage kam.

«Nur über meine Leiche!», sagte er beim letzten Schluck Sancerre. «Gleich morgen schreibe ich meine Kündigung.»

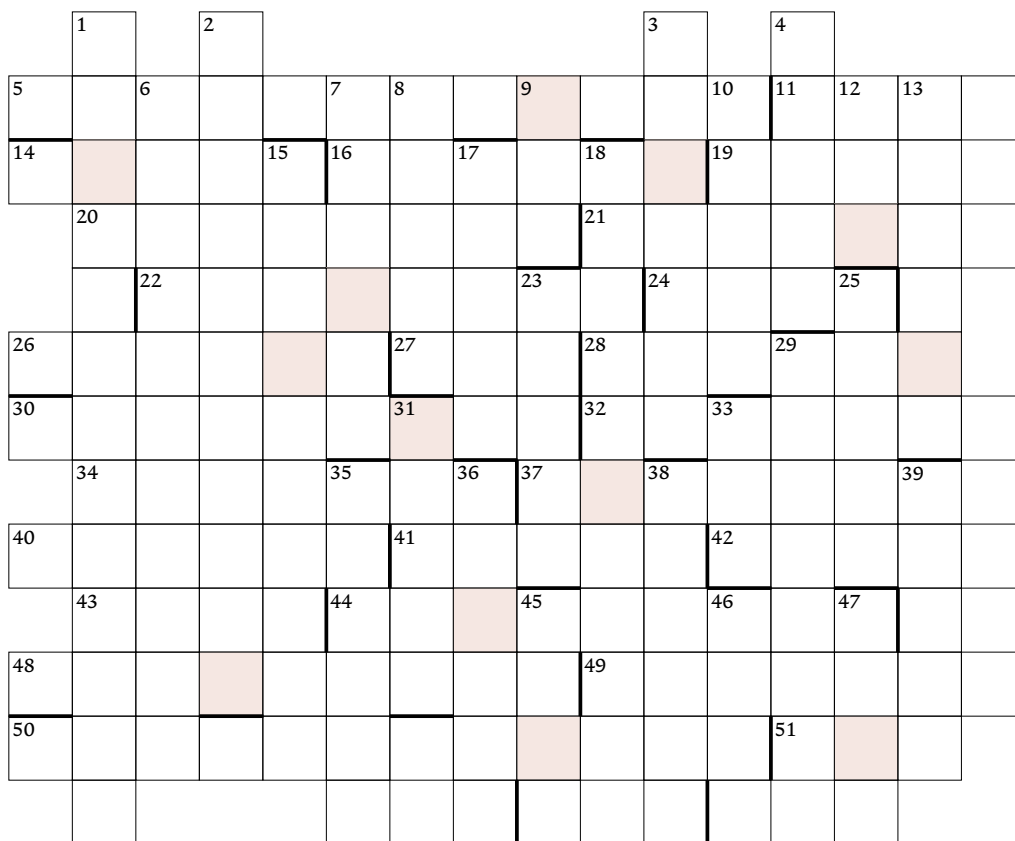
«Tu das», sagte Hubert. «Aber mach jetzt keine zweite Flasche mehr auf. Wir müssen auswärts essen gehen. Meine Sauce ist nicht mehr zu retten.»

Folge 39 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche

Im Internet

Alle Folgen auf [www.weltwoche.ch/doppelpass](http://www.weltwoche.ch/doppelpass)





**Lösungswort** — Entschädigungsplacebo

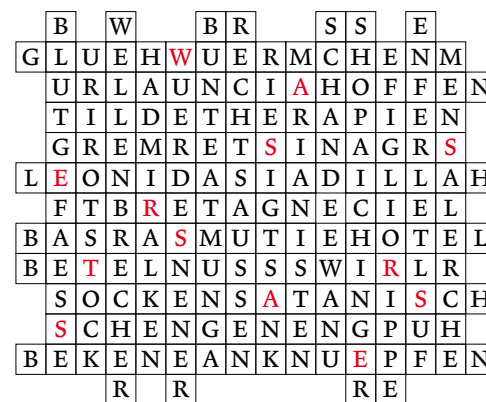
Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — (v. h. = von hinten) 5 Durchschnittliche Existenz als Energielieferant. 11 Macht unter Hochdruck einen Hyperton. 14 Der mallorquinische Monarch hat immer ein freies Bett. 16 Da ist Verteidigung der beste Angriff. 19 Das Tal verwandelt das Konto fundamental. 20 Am Ende von Sanskrit beginnt kleinliche Kritik. 21 In dieser Menge keine Quantité négligeable. 22 Latife Ussaki war ihm vielleicht doch zu emanzipiert. 24 Unter der Schale steckt Geschmack nicht in seinem Kern. 26 Wenigstens paart sich jiddische Frechheit noch mit Dummheit. 27 Auch beim grossen Ben ist sie zuoberst auf dem Blatt. 28 Le journal für Coiffeure (v. h.). 30 ... dann Alice beim Konstruieren. 32 Bei Altären ist der Aufsatz wortlos. 34 Haben alle Rotznasen. 37 «Singi du num?» fragt sich der Serbe (v. h.). 40 Greth kennt jeder Löli. 41 Sie sind in Bern von nationalem Stand. 42 Sinnloses Schweinefutter (v. h.). 43 Grusmässiges Schwedenmodell (j = i). 44 Das Bekenntnis zum kryptischen Grab (v. h.). 48 Ausgangspunkt von Ahabs Jagd. 49 Einst prima Primaballerina. 50 Berner Mädchen verändern. 51 Es war in Italien.

**Senkrecht** — (v. h. = von hinten) 1 Sex kann zu Verwirrung führen. 2 Pointierter Charakterzug von Appenzellern. 3 Beethovens Einzige mit ursprünglichem Namen. 4 Mahmuds Popband im Genitiv. 6 Alkaloide Wirkung des Bergbachs. 7 Da fielen am Morgarten einige aus dem selbigen. 8 Gute französische Verbesserung. 9 Blecherne Hälfte von Hergrés Held. 10 Terminalia superba ist eine Myrobalane. 12 Fehlt den Palmen von Gran Canaria. 13 Ist das Kopfkissen für englisches Geld. 15 Jungfräulich maritimes Haufenrennen. 17 Stoff, der den Magen (nicht) ballastet. 18 Seine gute Arbeit ist nicht schuld an der Schaufensterkrankheit. 23 Äussere Schicht am Inneren unserer Birne. 25 Jeder Brite lebt im Fluss. 29 Die gibts als Imp., US. liq. und US. dry. 31 Sie ist nicht zwingend singbar, aber dicht (y = i). 33 Was Piz Mitgel in sich hat. 35 1982 sang sie ein bisschen friedlich (v. h.). 36 Wos rehböckelt am Heinzenberg. 38 Einer Spiegelkamera fehlt die Reaktion. 39 Ist beim Dänenkönig a = ulf? 45 Ordentlicher Holzhaufen. 46 Mouskouri hat nicht Niki-Ausmasse. 47 Maiswand ohne Wand.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 129**



**Waagrecht** — 8 GLUEHWUERMCHE (es sind Käfer) 14 URLAUN (Piz ...; Urlaub) 16 CIA (Code des Flughafens Ciampino) 17 HOFFEN (Fussballclub TSG ...heim) 19 TILDE (Bogenlinie bei ñ) 20 THERAPIEN (Heilverfahren) 21 REM (...edur = Abhilfe) 22 RETSINA (griech. Wein mit Harz) 24 GRS («Gurus» ohne U) 25 LEONIDAS (12-facher Olympiasieger der Antike) 27 IADILLAH (Johnny Halliday, frz. Rocker, bezahlt Steuern in Gstaad) 29 BRETAGNE (= Kleibrbritannien) 30 CIEL (= frz. Himmel) 32 BASRA (Basar) 33 SMUTIE (Schiffskoch; Backschafter = Küchengehilfe) 36 HOTEL («Tokio ...») 37 BETELNUSS (aus «selbst neu» u. «Bus selten») 38 SWIRL (= engl. Wirbel) 40 SOCKEN 42 SATANISCH («...e Verse» v. S. Rushdie) 43 SCHENGEN («...er Abkommen») 44 ENG (in «Schengen») 45 PUH (Pu der Bär) 46 BEKENE (Bikini) 47 ANKNUEPFEN

**Senkrecht** — 1 BLUTGEFAESSE 2 WELLENBRECHER (Stadionwelle «La Ola») 3 BUNTE (dt. Illustrierte) 4 RECHTSAUSSEN 5 SCHANDE («Schimpf u. ...»; Schandpfahl) 6 SHOP (...ping; Pingpong) 7 ENFER (= frz. Hölle; «en fer» = frz. aus Eisen) 9 URIROSTOCK (Uri Geller) 10 WUERDE 11 RIESIG (aus «Reisig») 12 MARIANISTEN (kath. Orden) 13 MENSA (= lat. Tisch; Studentenspeisehaus) 15 ADMIRAL (Schmetterling; «Sterne...») 18 FIGLIO (= ital. Sohn) 23 AICHINGER (Ilse, österr. Autorin; «Ilse Bilse, niemand willse») 26 ATMUNG 28 LETLSU (ergibt «Stulle») 31 LERCHE («es ist die ...», Romeo und Julia) 33 SNENER oder SNENED (Renens oder Denens, Orte im Kt. VD) 34 TSANK (Knast) 35 EWAN (... McGregor; spielte «Obi-Wan Kenobi»; Neffe v. D. Lawson «Wedge Antilles») 39 RIPPE (in «Gerippe») 41 KEN (Freund von Barbie; jp. Längenmass)

**Lösungswort** — WASSERSTRASSE

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Polymere Werkstoffe,  
Feinchemikalien/Engineering

# Diese Uhr hat eine einzigartige neue Funktion: Den Erhalt der Arten.



**Aquatimer Chronograph Edition Galapagos Islands. Ref. 3767:** Was Sie mit den Galapagos-Inseln verbindet? Sie profitieren beide von unserer Leidenschaft für die Unterwasserwelt. Für Sie haben wir diese Uhr konstruiert – mit Chronographenwerk, aussen liegendem Drehring und nachleuchtenden Zeigern. Für die Galapagos-Inseln spenden wir einen Teil des Verkaufspreises an die Charles Darwin Stiftung. Fazit: Sie müssen nicht wie ein Umweltschützer aussehen, um einer zu sein. *Mechanisches Chronographenwerk | Automatischer Aufzug | Datums- und Wochentagsanzeige | Aussen liegender Drehring | Entspiegeltes Saphirglas | Wasserdicht 12 bar | Spezielle Bodengravur | Edelstahl beschichtet | IWC. Engineered for men.*

**IWC**  
SCHAFFHAUSEN  
SINCE 1868



IWC is an official partner of Charles Darwin Foundation  
IWC Schaffhausen is a carbon neutral company  
[www.iwc.com](http://www.iwc.com)